



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 08169517 7



Keith Hild  
H.F.Y.







Meine  
Aussflucht nach Brasilien  
oder  
Reise von Berlin nach Rio de Janeiro  
und  
von dort zurück;  
nebst

einer ausführlichen Beschreibung dieser Hauptstadt,  
des daselbst herrschenden Tones bei Hofe und unter  
dem Volke, und einigen Winken für diejenigen,  
welche ihr Heil in Brasilien versuchen wollen

von

J. G. Theodor v. Leithold, — A. 1826.

Rittmeister im ehemaligen Königl. Preuß. Husaren-Regimente von Gießen,  
jetzt außer Diensten.

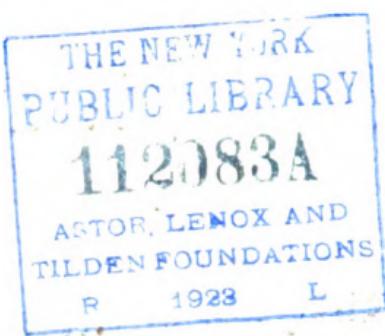
---

Berlin, 1820.

In der Maurerschen Buchhandlung,  
Poststraße No. 29.

J. G. —

Digitized by Google



Sehr. Excellenz  
dem  
Königl. Preuß. General-Lieutenant  
Herrn von Körber,  
Ritter des großen schwarzen und rothen Adlers,  
Ordens ic. ic. ic.  
aus  
inniger Hochachtung und Dankbarkeit  
gewidmet

von dem  
Verfasser.

Januar 1923



---

## B o r r e d e.

---

Der Leser wird in dieser Vorrede nicht eine eigentliche Auseinandersetzung des Zweckes dieser Reisebeschreibung erwarten, weil dieser aus dem Ganzen schon zur Genüge hervorgeht; noch weniger aber einen Vorläufer des Inhalts, weil ich dasjenige, was zur Einleitung in das Ganze hier hätte gesagt werden müssen, schon in dem 1sten und 19ten Kapitel berührt habe. Was ich daher hier noch zu sagen für nothwendig finde, ist eine Bitte an die Leser, dieses Werkchen ja nicht höher anzunehmen, als wofür ich es selbst ausgebe; denn ich weiß wohl, daß es nur bloß Bruchstücke oder vielmehr einzelne Materialien sind, mit welchen man kein förmliches Gebäude aufführen kann, die aber doch zum Auspußen wohl manche Lücke füllen werden. —

Ich verließ mein Vaterland in der sicheren Hoffnung, meinen gesunkenen Glücksstern in einer anderen Zone wieder aufgehen zu sehen, und daran knüpften sich nicht nur eine Menge gleichgültiger Gegebenheiten, die für den Leser wenig oder gar kein Interesse haben, sondern auch der eigentliche Hebel, den Zweck meiner Reise auch in Rio de Janeiro zu verfolgen, ohne an eine Rückkehr zu denken, vielweniger noch eine Beschreibung dieser Hauptstadt und meiner Reise-Abentheuer durch den Druck herauszugeben. Hieraus folgt nun, daß ich in Rio de Janeiro hauptsächlich nur dasjenige beachtete, was mich zu meinem Zwecke führen konnte; wodurch mir vielleicht aber auch vieles in dieser Hauptstadt entgangen ist, was dem wissenschaftlich gebildeten Leser von dem höchsten Interesse gewesen sein würde.

Allein auch diese wenigen unzusammenhängenden Beobachtungen, während meines viermonatlichen Aufenthaltes in Rio de Janeiro, würde ich, als zu unvollkommen, nicht dem Drucke übergeben haben, wenn ich nicht von so vielen Seiten dazu aufgefordert worden wäre, und dieses aus der Ursache: mei-

nen Landsleuten Brasiliens in dem wahren  
Lichte darzustellen, weil ich selbst, durch Vor-  
spiegelungen getäuscht, ein Opfer der Aus-  
wanderungsrankheit geworden bin. Diese  
Aufforderung zur Ausführung eines guten  
Zweckes, schien mir der Beachtung werth, und  
ich theile hier Alles, was ich mit eigenen  
Augen gesehen und von glaubwürdigen Män-  
nern gehört habe, den Lesern gewissenhaft  
mit. Ich empfehle dieses Buch daher auch  
denjenigen, welche durch die übertriebenen  
Lobpreisungen so mancher Schriftsteller und  
mancher Abentheurer geblendet, ihr Heil in  
Brasilien versuchen wollen, sie werden beim  
eigenen Sehen und Empfinden gewiß meine  
Schilderung nicht für Uebertreibung halten,  
sondern einsehen, daß sie getäuscht worden.  
Denn diejenigen Schriftsteller, welche die herr-  
lichen Insekten und Pflanzen dieses Landes  
mit den glänzendsten Farben schildern, sehen  
auch das bürgerliche Geschäfts-Leben in demsel-  
ben Glanze prangen, und wahrlich, gerade dies-  
ses, außer dem Handel, hat die größte Schat-  
tenseite und darin wird jeder, der nicht ein  
bedeutendes Kapital mitbringt, sein Glück ver-  
gebens suchen. Glücklich genug ist derjenige,

deßsen Umstände es zulassen, die Rückreise wieder antreten zu können, statt daß der Vermere, in diesem, den Deutschen gar nicht zusagenden, Lande sein Leben, gleich einem Sklaven, in Kummer, Neue und Plage, welche Gefühle zulegt in Stumpfsinn ausarten, hinbringen muß. —

Uebrigens bitte ich die Herrn Rezensenten, über dieses Werkchen nicht zu strenge ihre Geißel zu schwingen; denn ich habe nur als Husaren-Offizier beobachtet und geschrieben und rechne daher da auf Nachsicht, wo der Soldat vorgeschoben werden kann.

Th. v. Leithold.

# Inhalt.

## Seite

- |  |   |
|--|---|
| I. Bereilassung der Reise — Bewilligtes Reises<br>geld von Gr. Majestät dem Könige — Ent-<br>sorgung aller Ansprüche auf eine Versorgung sc.<br>in meinem Vaterlande — Glänzende Aussichts-<br>ten in die Zukunft — Abreise von Berlin   | 1 |
| II. Ankunft in Hamburg — Besichtigung des<br>Schiffs — Beinbruch — Kapitän — Wieders-<br>herstellung — Stadt — Jungfernstieg — Al-<br>sterbassin — Rathhaus — Börsenhalle — Pas-<br>sion — Wall — Theurung — Aufnahme<br>der Fremden — Etat — Chambres gar-<br>nies — Besuch von Unglücklichen — Ver-<br>fälschte Weine — Nachtwächter — Abreise | 3 |
| III. Abfahrt — Reisegefährten — Reisekosten —<br>Speisen und Getränke — Bedienung —<br>Nachtlager — Seehunde, fliegende Fische und<br>Meerschweine — Galerien und Delfphine —<br>Madeira — Palma — Cap verd — Wind-<br>stille — Linie — Hånseln . . . .  | 9 |
| IV. Gebirgskette — Brasilien — Hafen — Cita-<br>delle — Examinations- und Gesundheits-Kom-<br>mission — Sollöffigkeiten — Aufblick des Ha-<br>fens — Ankunft in der Stadt — Aufnahme<br>beim dänischen Gesandten — Empfangs-Scene  |   |

— Nichte Johanna — Sonderbare Erscheinung	14
V. Rio de Janeiro — Häuser — Promenade der Einwohner — Campus de St. Anna — Place de Russie — Schloßplatz — Kleinere Plätze — Straßen — Erleuchtung — Cathede — Bassin — Kirchen — Wasserleitung	20
VI. Schauspielhaus — Schauspiele in portugiesischer Sprache — Italienische Opern — Des moiselle Faschottti — Madame Gabini — Tenorist — Orchester — Sängerspieler und Bios loncellist — Ballet — Unternehmer — Madame Toussaint — Spanier — Mulattin — Theater-Unternehmer	24
VII. Stiergefecht am Geburtstage der Kronprinzessin — Schlechte Ausführung — Popans — Spanisches Stiergefecht, als Original	28
VII. Briefposten — Telegraph — Wenden — Märkte — Lebensmittel — Fleisch — Gemüse — Obst — Federblech — Fische — Reis	36
VIII. Restaurateurs — Kaffeehäuser — Limonade und Orgeade — Porterbier — Fliegen auf den Kaffeehäusern — Wein — Durst — Eßlust — Mietshäuser — Wohnungs-Vermietungen — Möblierte Zimmer — Mietshäuser — Sonnenstich — Mietshäuser — Reitkunst in Misnas — Bau und Eigenschaften der Pferde — Maulthiere	42
IX. Lebensart im Allgemeinen — Witterung — Sonnenschirme — Müßiggang der Frauen —	

Leere der Straßen am Abend — Händelsatschen	
— Expedition der Briefe und Visitenkarten	
durch die Thürspalte — Spaziergang der Pferde	
durch das Puhzimmer — Geheime Gemächer	53
<b>X.</b> Luxus der Männer und Frauen in der Kleid	
vertracht — Federn — Diademe — Luxus der	
Waschweiber — Fächer — Luxus in den Eklas	
ven — Stolzer Gang — Gebrauch bei Hochs	
zeiten — Weiße und farbige Frauenzimmer —	
Palanquins — Freudenmädchen. . . . .	58
<b>XI.</b> Negerklaven — Wilde Behandlung der Neger	
— Ursachen dieser Behandlung — Gewandheit	
und Körperkraft der Eklaven — Musik und	
Tanz der Neger — Eisgrauer Neger — Bes	
kleidung — Emanuel — Nächliche Erschei	
pfanzung — Aufhebung des Eklavenhandels —	
Nichtswürdigkeit eines Geistlichen — Botolz	
den — Negerinnen mit ihren Kindern bei der	
Wäsche . . . . .	63
<b>XII.</b> Ungeleifer — Muskitos — Land der Ohrfeis	
gen — Musketairs — Ratten und Mäuse —	
Baratten — Bische — Hunde — Käthe —	
Galante Krankheiten — Brüche — Dicke	
Beine . . . . .	83
<b>XIII.</b> Demoiselle Josie — Wohnung derselben —	
Empfang — Harfenspiel — Weißallebezeugung	
der Fidalgos — Nadermann's Schülerin —	
Thee — Spaziergang — Abbé Baudéa —	
Galanterie eines jungen Fidalgos — Aeolsharfe	87

- XIV.** Polizei — Kapitaes do matto — Buschnege — Grausamkeiten der Meger beim Erwischen eines Reisenden &c. — Strafe der entkaufenen Sklaven — Polizei's Ordnung — Zahl der Einwohner — Namen der Straßen — Haussnummern — Nächtliche Besuchung — Todte Hunde und Maulthiere — Wasserleitungen — Feuer — Gefängnisse — Todte und Sterbende 94
- XV.** Spiel — Pharobank — Fortbringung der Kranzen — Theater — Prozessionen — Handel — Tuchhandlungen — Buchdruckerei — Zeitung — Abgaben der Schiffe — Schleichhandel — Fabriken und Manufakturen . . . . 99
- XVI.** Doktor Ritter aus Berlin, als Marchand ambulant — Untreue seiner Gattin — Hausszen mit dem Porzellan — Anstellung als Arzt der Schweizer: Kolonie — Ernennung zum Leib: Arzt in St. Cruz — Eheliche Verhältnisse 104
- XVII.** Hof — Schloss in St. Christoph — Lage — Aussicht — Gallerie — Kunststraße — Vergnügungen des Königs — Charakterzug seiner Herzengüte — Meine Vorstellung bei dem Monarchen durch den preuß. Gesandten Herrn Grafen von Flemming — Kniebeugung beim Begegnen des Königs oder eines Gliedes der Königl. Familie — Kronprinz Don Pedro 112
- XVIII.** Aufwand des Hofs — Begleitung der Königlichen Familie beim Ausfahren — Festlichkeiten bei dem Empfange der Erzherzogin Leopoldine von Österreich, Gemahlin des Kronprinzen 126

- XIX.** Verhältnisse des Königs mit seiner Gemahlin — Baise-main — Anzug der Personen, welche dieser Feierlichkeit beiwohnen — Thron — Cour-Saal — Art, wie das baise-main ab gehalten wird — Musik vor dem Schlosse, während der Feierlichkeit — Sechshundert Handküsse — Groß-Almosenier — Marquis de Solé — Damen — Feierlichkeiten — Cour en Salla auf dem Schlosse in der Stadt — Racketen 132
- XX.** Schlosskapelle — Kapellmeister — Geringe Ansicht und Frömmigkeit der Portugiesen — Der Hund in der Messe — Damen — Portugiesische Predigt — Erneuerte Bekanntschaft mit einem Franzosen — Dessen Schicksale . . . 136
- XXI.** Militär — Generalkrab — Militär, Anstalten — Wissenschaftliche Anstalten — Bildende Künste — Naturaliensammlung — Vögel aus Montevideo — Papagaien — Kloster für uns glückliche Welber — Eigene Art sich aus Erforschung zu rächen — Badeanstalten — Elles denmark . . . . . 141
- XXII.** Umgebungen — Pota Fogo — Schöner Weg — Landhaus des Premier Ministers — Wohnung des preuß. Gesandten — Kolibris — Himmelsche Lust — St. Domingo — Fahrzeuge — Einsiedlerisches Leben in Rio de Janeiro — Stelle aus einem Briefe des Herrn v. Langsdorf an einen Freund in Deutschland — Vergleichung der Sogenden Brasilens mit der Grafschaft Slag — Pater Correa — Geistliche . . . . . 147

- XXIII. Ankunft des engl. Gesandten Hrn. Thornton —  
Ball beim russif. Generals Konsul Hrn. v. Langsdorff —  
Musichor — Musicos auf dem Ball —  
Söhne — Treten auf die Füße — Banquier Roche  
— Bekanntschaft mit dem ersten engl. reformirten  
Prediger Mr. Bey's von St. Helena —  
Schilderung eines Portugiesen von dem Ges-  
chäftsange der Regierung und von dem Muts-  
terlande — General Fresinet . . . . 157
- XXIV. General Hogendorp — Weg nach seiner Thacre —  
Thacre — Empfang — Aussicht — Innere Ein-  
richtung der Gebäude — Der Bediente mit sei-  
ner Familie — Blumengarten — Offnung in  
einem Felsen — Kaffeepflanzung — Gerichte  
auf der Tafel — Wein und selbst destillirter  
Liqueur — häusliche Verhältnisse — Robins-  
son Crusoe — Betrachtung . . . . 165
- XXV. Schweizer Kolonie — Meinung über dieselbe  
vor der Ankunft — Ankunft der ersten Schiffe  
— Kolonisten — Santa Gallo — Unterstüzung  
von der Regierung — Flucht vieler Kolonisten  
in das Innere und deren Wiederergreifung —  
Warnung vor Auswanderungen nach Brasilien  
— Wieder Ausgewanderte aus Nordamerika 171
- XXVI. Schicksal des Grafen d'Ormeville auf seiner ersten  
Reise nach Rio de Janeiro — Bekanntschaft mit  
dem Baron Yerta — Schiff — Mittagessen auf  
dem Schiffe — Einrichtung der Kajüte —  
Schiffsladung — Russisches Entdeckungsschiff —  
Schiffe zu Bahia . . . . . 177

- XXVII. Manioc Pflanze — Zubereitung der Wurzel zu Mehl — Tapioka — Bereitung des Farinha aus Mais — Handmühle — Zuckerbau — Zuckermühlen — Zuckerbereitung — Cachach — Kaffeeansbau — Kaffeefrucht — Veteran der Kaffeepflanzungen — Widriger Geschmack des Kaffees . . . . . 181
- XXVIII. Verfolgung meines Schicksals auch in Rio de Janeiro — Neger mit Dolchen — Meine Angst und Zetergeschrei — Rettung durch den Ausruf: Polici! — Ankunft bei den Hamburger Tischlern — Diebstahl — Spanier — Valken . . . . . 187
- XXIX. Ueber den eigentlichen Zweck meiner Reise — Subsistenz in Rio de Janeiro durch Anlegung einer Kaffeepflanzung — Bittschrift an den König — Gunstbezeugungen des Königs gegen meinen Schwager — Nichteantwortung der Bittschrift — Lebewohl vom Lande der verschütteten Hoffnungen und der Plagen! . . . . . 192
- XXX. Rückreise — Ladung des Schiffes — Fahrt aus dem Hafen — Ungelehrter und Langeweile — Süßes Wasser — Betragen des Schiffskapitäns Klaus Hoop — Vergleich mit dem Kapitän Doermann auf unserer Hinreise — Prügel und Anrede an die Schweine — Bosheit des Kapitäns gegen meinen Reisegefährten — Besuch des jungen Kaufmanns — Zuvorkommensmehrheit des Kapitäns gegen mich — Geckarte — Hudibras — Klugheit und Klagen des Kapitäns . . . . . 197
- XXXI. Kartoffeln — Stockfisch — Hamburger Rinds

fleisch — Kapitän — Ungeleifer — Skors pion — Zwieback — Butter — Thee, Thees wasser — Kurieren auf Seemanter	206
XXXII. Medizinkästen mit Mixturen, Esszenen &c. wider allerhand Krankheiten — Aeskulaps — Del- phine und deren Vergiftungen — Anekdoten — Gefahren auf der Reise — Schiffsdienst — Angst des Kapitäns bei Annäherung eines Schif- fes — Vorlehrungen — Windelwind — Vors- gespiegelte, aber nie eingetroffene Gefahren — Strümpfe und Hemden	210
XXXIII. Vorausberechnung der Ankunft in Hamburg — Hayfisch — Säugefisch — Zahl der gefangenen Fische auf der Rückreise — Weiß und Schwarzs- fauer — Klöße — Pannekulen — Pudding — Hochbeinige brasilianische Hühner	217
XXXIV. Entgegengesetzter Wind — Affe — Vertraus- lichkeit des Affen mit einem Hühne — Tod beider — Sturm — Nachlass des Sturms — Wellen — Witz des Kapitäns — Untergehende Sonne — Freude über die Ankunft eines Schif- fes — Gefahr — Burgelbaum des Kapitäns	222
XXXV. Galeren — Empfindung am Abend beim Glanz der Sterne und des Mondes — Attraction des Mondes — Günstiger Wind — Eber — Lachse — Musik der Wellen — Kanal — Leuchtturm — Gesundheits-Kommission — Eufhaven — Hams- burg — Ende der Reise	227

---

## I.

Veranlassung der Reise — Gewilligtes Reisegeld von Sr. Majestät dem Könige — Entzagung aller Ansprüche auf eine Versorgung ic. in meinem Vaterlande — Glänzende Aussichten in die Zukunft — Abreise von Berlin.

Meine Vermögensumstände waren durch den Krieg 1806 und dessen Folgen zerrüttet; sie auf irgend eine Weise in der Zukunft zu verbessern, fehlten mir die Aussichten, da ein widriges Geschick, selbst meine Laufbahn als Husaren-Offizier mit Dornen durchflocht. Hier, in deinem Vaterlande, blüht für dich kein Glück, schien mir eine innere Stimme zu sagen, und dieser Stimme vertrauend, beschäftigte sich meine Phantasie nunmehr mit nichts Anderem, als neuen Plänen für die Zukunft in einem fernen Lande. Brasilien! dieses gelobte Land, welches mit seinen ewig grünen Gefilden den Unzufriedenen und Verwaisten ferner Länder lieblich seinen Schoß öffnet, fesselte meine Aufmerksamkeit, und da viele meiner Landsleute, Nord- und Süddeutsche, besonders Schweizer, dahin auswanderten, so entschloß auch ich mich, die Reise dahin im Jahre 1819 anzutreten.

Bis jetzt genoß ich vom Staate ein jährliches Wartgeld von 500 Thalern, bis zu einer sich darbietenden Versorgung im Civilfache; ich bat daher Se. Majestät den König, zur Ausführung meines Planes, um eine Summe von 3000 Thalern, welche mir auch gnädigst bewilligt wurde und wogegen ich nicht nur mein Wartgeld abtrat, sondern auch durch die Auswanderungs-Akte auf alle Ansprüche, von welcher Natur sie auch seyn möchten, Verzicht leistete.

Jetzt atmete ich freier; die Fesseln der drückenden Unschärfe, in der ich meine Zeit, und vielleicht den kräftigsten und schönsten Theil meines Lebens, hinbringen mußte, waren gelöst, und eine glänzende Aussicht in die Zukunft eröffnete sich mir. Es war kein Traum eines irrenden Glückstritters, der Schlosser in die Lüste hau, ohne an ein sicherer Fundament zu denken, nein, der Plan war reiflich überlegt und der Grundstein, auf dem ich mein Gebäude aufführen wollte, mein Schwager in Rio de Janeiro, ehemaliger Geschäftsträger des portugiesischen Hofs zu Berlin. Bei dem wichtigen Posten, den er in der Haupstadt Brasiliens bekleidet; bei der Achtung und Liebe, die er wegen seines biedern Charakters und seiner Kenntnisse im Volle genießt, und bei dem Vertrauen, womit ihn sein Monarch beeckt, konnte ich da wohl noch an einem glücklichen Ausgange zweifeln? —

Meine Angelegenheiten waren geordnet. Ich nahm wehmüthig Abschied von Allen, die meinem Herzen thieuer waren, und verließ am 20. Mai mit

meinem Neffen Berlin, meine Waterstadt, mit un-  
nennbarem Gefühl, weil ich nie wieder dahin zu-  
rückzukehren glaubte. —

---

## II.

Ankunft in Hamburg — Besichtigung des  
Schiffs — Beinbruch. — Kapitän —  
Wiederherstellung — Stadt — Jungfern-  
steig — Alsterbassin — Rathhaus —  
Börsenhalle — Pavillon — Wall —  
Theurung — Aufnahme der Fremden —  
Stolz — Chambres garnies — Besuch  
von Unglücklichen — Verfälschte Weine  
Nachtwächter — Abreise. —

Am Montage, den 23. Mai, langte ich Abends zu  
Hamburg an. Am folgenden Morgen begab ich mich  
auf das Schiff, welches mich an das Ziel meiner  
Reise bringen sollte. Es war ein Dreimaster unter  
dänischer Flagge; im Innern sehr schön eingerichtet  
und unten außerhalb mit Kupfer beschlagen, welches  
zum schnelleren Segeln sehr vieles beitragen soll,  
weil sich kein Meergras ic. ansetzt. Die Kajüte war  
nicht nur geschmackvoll dekoriert und möbliert, son-  
dern auch so geräumig, daß sechs Reisende bequem  
auf den breiten, an den Seiten angebrachten, So-  
phas schlafen konnten; eben so nett und bequem eins

gerichtet war die Räuite des Kapitäns, welche für meine zweite 19jährige Tochter bestimmt war, die ich noch von Berlin erwartete, um mich auf dieser Reise zu begleiten.

Der Kapitän, Namens Doormann, war nicht auf dem Schiffe und ich wollte ihm doch so gern noch an dem ersten Tage nach meiner Ankunft meine Aufwartung machen, um mit ihm die nöthige Rücksprache zu nehmen und das Ganze in Richtigkeit zu bringen. Der Steuermann erbot sich daher, mich auf einem Boote nach der Wohnung des Kapitäns bringen zu lassen, die nicht fern vom Schiffe entlegen war. Ich nahm es an. Beim Aussteigen aus dem Boote mußte ich wegen des überschwemmten Ufers einige Schritte auf einem ausgelegten, etwas ausgehöhlten und feuchten Baum machen; ich glischte, verlor das Gleichgewicht und fiel, so daß ich mit dem rechten Fuß in der Höhlung des Baumes hängen blieb, ihn nicht nur brach, sondern auch unten beim Knöchel ausrenkte. Ich wurde sogleich von den Märschen in das Haus des Kapitäns getragen, welches nur noch zehn Schritte davon lag, und von dem Kapitän und seiner Familie in der unglücklichen Lage lieblich aufgenommen. Es wurde sogleich ein Chirurgus herbeigeholt, der mir den Fuß nicht nur einrenkte, sondern auch den ersten Verband anlegte. Hierauf brachte mich der Kapitän in einem Wagen selbst nach der Stadt in einen Gasthof, in welchem ich, in einem kleinen Zimmer, zwei Monate in der größten Hölle, auf einem Flecke liegend, aushalten

mußte. Während dieser Zeit langte meine Tochter an, deren Beistand und Pflege ich meine schnellere Wiederherstellung verdanke.

Dieser Unglücksfall auf der ersten Ausfahrt, hätte vielleicht manchem den Mut benommen und ihm ein böses Omen im Spiegel der Zukunft blicken lassen, nicht so mir, der ich nur mit banger Ungeduld die Zeit erwartete, wo ich wieder vom Lager mich erheben und meinen Fuß gebrauchen könnte, um meine Reise fortzusetzen.

Kaum war ich so weit hergestellt, um an einem Stock ausgehen zu können, so besah ich mit meiner Tochter die Stadt. Sie hat bei manchem Unfreundlichen auch viel Freundliches; besonders schön nehmen sich die hohen Giebelhäuser mit den Spiegelfenstern am Schweiinmarkte aus. Auch das schöne Straßenpflaster von behauenen Felssteinen, welches fast alle Tage, wenigstens auf den Trottoirs, gereinigt wird, verdient einer Erwähnung. Der Jungfernsteig ist ein sehr hübscher Spaziergang und wird auch von den Hamburgern fleißig besucht. Auf dem daran liegenden Alsterbassin sind zwei Pavillons erbaut, in welchen man Erfrischungen aller Art erhalten kann. Das Bassin ist ein ziemlich großes viereckiges Wasserbehältnis, aus welchem die Alster nach der dufsten Alster und diese nach Bremen geht.

Der große Saal des Rathauses im ersten Geschoße ist sehr schön, und eben so die Säle des zweiten Geschosses, worin die Lotterie gezogen wird. Die Börsenhalle hat schöne Zimmer. Im Lesezims

mer findet man alle nur mögliche Journale in fast allen lebenden Sprachen ic. Der Ballsaal im oberen Geschosse ist groß und geräumig; eine in dem Saale rings herum gehende Gallerie ist für die Zuschauer und Musici bestimmt. Der Saal des Handelsgerichts, so wie die übrigen Geschäftszimmer sind dem Zwecke gemäß dekoriert und eingerichtet.

Eine sehr interessante Aussicht genießt man auch von dem Pavillon auf dem Hamburger Berge, die Erholung genannt, auf die Elbe, auf welcher man fortwährend Schiffe und Boote ankommen und abgehen sieht. Der Wall um Hamburg darf, bei einer auch nur flüchtigen Skizze dieser Stadt, nicht versessen werden, weil er zu den Annehmlichkeiten gehört, die der Reisende daselbst genießt.

In Hamburg ist Alles theuer und wegen dieser Theuerung wird diese Stadt auch Klein-London genannt. Es giebt hier viele reiche aber sehr wenige glückliche Leute; denn Alles dreht sich um das Geld, wie in jeder Handelsstadt, wo der Kaufmann den Ton angiebt. Ein Fremder, der nicht Kaufmann ist, wird zwar freundschaftlich aufgenommen, wenn er Empfehlungen hat, ist dies aber nicht der Fall, so bekümmert sich kein Mensch um ihn und er kann — verhungern, ohne daß sich nur eine theilnehmende Stimme darüber hören ließe. Mit diesem Handelsgenie ist auch ein gewisser Stolz verknüpft, den ich selbst habe fühlen müssen. Ich hatte nämlich unter mehreren Empfehlungsbriefen aus Berlin, auch ein Paar an einen angesehenen Kaufmann, einen weits-

läufigen Anverwandten von mir; mein unglücklicher Beinbruch verhinderte, daß ich diesem Herrn selbst meine Aufwartung machen und ihm die Briefe übergeben konnte; ich ließ ihm daher durch ein Billet meinen Zustand wissen und bat um seinen Besuch. Der stolze Herr N. N. erschien, sah mich in einem Gasthöfe zweiter Klasse in einem kleinen sehr mittelmäßig möblierten Zimmer im Bett liegen, erschaunte, blickte in dem winzigen Zimmer umher, und fragte nach einer steifen Verbeugung: „Sind Sie denn wirklich der Bruder der Frau — ?“ — Ich antwortete etwas lakonisch: Ja, ich bin es wirklich! Er sah sich hierauf wieder verwunderungsvoll im Zimmer um; beklagte auf die gewöhnliche Weise mein Unglück und empfahl sich bald mit dem Vorgespen: noch Börsengeschäfte abmachen zu müssen. Seit diesem einzigen Besuche hat er sich bei mir nicht wieder sehen, noch sich nach mir erkundigen lassen; und so sind mir mehrere Fälle bekannt geworden. Wegen dieses mich betroffenen Falles wurde ich durch die gütige Theilnahme des preußischen General-Consults, eines mir ebenfalls ganz unbekannten Mannes, hinlänglich entschädigt. —

Der Fremde muß in Hamburg sogleich Chambres garnies nehmen, welche monatlich wenigstens um zwei Drittheile wohlfeiler sind, als Zimmer in den Gasthäusern. Sobald es mein Fuß erlaubte, ließ ich mich nach einem solchen Zimmer tragen, welches nicht nur außerordentlich billig, sondern auch sehr geschmackvoll möbliert war. Der Wirth, welcher

mehrere möblirte Zimmer vermietet; ist der Maler Mittelstein, ein sehr rechtschaffener Mann, an der Ellern Thorbrücke, dessen Lokal ich jedem Fremden empfehlen kann. Selbst bei meiner Zurückkunft von Rio de Janeiro, wo alle Zimmer in seinem Hause vermietet waren, räumte er mir aus Gefälligkeit, weil ich mit meiner Tochter nicht gern in einem Gathause wohnen wollte, seine einzige Wohnstube ein und bezog dagegen ein Dachstübchen.

Bei meiner Anwesenheit in Hamburg, erhielt ich fast täglich Besuche von Unglücklichen, die ich mit nach Brasilien nehmen sollte, allein meine Kasse war in bedenklichen Umständen und so konnte ich für sie nichts thun.

Obgleich hier die Polizei in vieler Hinsicht lob verdient, so wundert es mich doch sehr, daß Weinhändler öffentlich auf ihren Preis-Couranten verschärfen Franzwein und Medoc zu 4 Schillinge das Quart ausbieten können, welcher Wein doch der Gesundheit höchst nachtheilig sein muß. —

Noch erregten hier besonders die Nachtwächter meine Aufmerksamkeit. Es sind nicht nur rüstige Leute, die den wirklich beschwerlichen Dienst in der Nacht pünktlich versehen, sondern sie sind auch nach Art des Militärs gut montirt, tragen dreieckige Hüte und ihre Bewaffnung besteht in Säbel und Flinten. Wie sehr steht dagegen das Nachtwächter-Korps in andern weit größeren Städten ab, wo man diesen wichtigen Dienst nur alten invaliden, schlecht montirten Kriegern überläßt, die selbst nur

zu sehr der Ruhe bedürfen und hier noch andere bewachen sollen. —

Es ging jetzt von Tag zu Tage mit meinem Fuß besser, so daß wir, ich, meine Tochter und mein Neffe, am 1. August auf dem Schiffe Sophie die Reise von Hamburg aus nach Rio de Janeiro antreten konnten! —

### III.

Absahrt — Reisegefährten — Reisekosten —  
Speisen und Getränke — Bedienung —  
Nachtlager — Seehunde, fliegende Fische  
und Meerschweine — Galeren und Del-  
phine — Madeira — Palma — Cap  
verd — Windstille — Linie — Hånseln. —

Bei unserer Absahrt hatten wir einen interessanten Anblick auf das rechte Ufer bei Hamburg, wo man den Rainvilleschen Garten, die Gärten bei Blankenese, drei Stunden von Hamburg, und mehrere andere Parthien in einer Entfernung von einigen hundert Schritten erblickte.

Hinter Euxhaven kamen wir in die Nordsee und aus dieser in den Kanal, wo wir Dover, die Grafschaft Sussex, die Insel Wight ic. ic. in einer Entfernung von 2 Meilen gewahrten. Zwischen Dover und Calais, wo der Kanal nur 5 bis 6 Meilen breit sein soll, sah man in dunkler Ferne Calais liegen,

welches daher kam, weil wir der englischen Küste nächter segelten. Bald verloren wir alle Gegenstände aus den Augen und gelangten in den Ocean.

Die Reisegesellschaft bestand aus 14 Personen, von denen sieben ihren Aufenthalt in den Kajüten und die andern sieben den ihrigen in dem Nebenverdeck hatten. Unter den Reisegefährten waren mehrere Kaufleute, zwei Tischlermeister mit ihren Frauen, ein ehemaliger dänischer Lieutenant und einige junge Leute, welche auch ihr Heil in Brasilien versuchen wollten.

Von allen Passagieren, waren nur die beiden Frauen der Tischler auf der ganzen Reise seekrank, so daß sie einem Skelette glichen; sie erholten sich aber in Rio de Janeiro in Zeit von 14 Tagen wieder so, daß sie weit gesünder aussahen, als bei ihrer Abreise von Hamburg. Ein Beweis, daß die Seekrankheit, wenn man sie einmal überstanden hat, dem Körper weit eher zuträglich, als nachtheilig ist.

Jeder Reisende zahlte in der Kajüte, mit Einschluß der Beköstigung auf der ganzen Reise, 200 spanische Thaler, ungefähr nach preuß. Gelde 300 Thaler; in dem Nebenverdeck mit Beköstigung nur die Hälfte. Die Speisen in der Kajüte waren ungleich besser, als im Nebenverdeck. Sie bestanden an den Wochentagen in Pfauen mit Klößen und Speck; Erbsen, weißen Bohnen mit Schweinsbauchfleisch; Kartoffeln, grünen Erbsen mit geräuchertem Hamburger Bockfleisch. Sonntags in Hühnersuppe, Pudding von Mehl, Butter und

Wasser ic. Des Morgens wurde Kaffee mit Ziegenmilch gereicht, letztere jedoch nur sehr sparsam; des Abends Thee mit Schiffszwieback und guter Butter, auch holländischer Käse. Mit Wein und Rum hatte jeder Passagier für seine eigene Rechnung sich versetzen. Das in Tonnen von Hamburg mitgenommene süße Wasser, weil das Seewasser, wie bekannt, nicht zu trinken ist, war sehr gut, und, nach dem Filtriren durch einen Tropfstein, so frisch, als wenn es erst aus einem Brunnen geschöpft worden.

Die Passagiere im Nebenverdeck erhielten nur die Kost der Matrosen, welche in Erbsen und Pudding, mit Rauch- und Salzfleisch abwechselnd, bestand. Seltener erhielten sie Kartoffeln, welche ihnen, wie den Matrosen, zugezählt wurden.

Auf dem Schiffe herrschte eine sehr große Ordnung und Reinlichkeit. Die Passagiere in der Kajüte wurden von zwei Kajütensjungen bedient, welche sehr reinlich angekleidet waren und jeden Auftrag pünktlich besorgten.

Unser Nachtlager in den Kajüten, waren, wie schon oben bemerkt, die Sophas, nur der Kapitän schlief in einer Hängematte, die er des Abends in der großen Kajüte aufhängen ließ.

Auf unserer ganzen Reise sahen wir weiter nichts Merkwürdiges, als in der Nordsee Seehunde; im Ocean fliegende Fische, Meerschweine und Galeren (eine Conchylie), letztere sehen sehr schön aus und sind haufenweise im Meere auf der Höhe von Portugal anzutreffen. Die Delphine machen auf der einsförmis-

gen unabsehbaren Wassermasse noch den größten Zeitsvertreib; sie springen aus dem Wasser nach den flegenden Fischen und erhaschen sie in der Regel. Drei dieser Fische, in der Größe der Heringe, wurden von den Wellen auf unser Schiff geworfen, und von den Matrosen gebraten; sie hatten beinahe den Geschmack der Heringe. Sie stiegen oft schaarenweise einen halben Fuß, auch darüber, über dem Meere, aber nur in kleinen Distanzen. Bei heiterem, schönem Wetter sind sie überaus munter und ihr Flug ist beim Sonnenschein herrlich anzusehen.

Nach den Delphinen, welche größer, als bei uns die ansehnlichsten Karpfen sind, und bei hellem Wetter ihre schönen Farben glänzen lassen, stachen die Matrosen mit Harpunen; da aber das Schiff sehr hoch aus dem Wasser ging, weil es nur Ballast geladen, auch unten mit Kupfer beschlagen war, so scheuteten sich die Fische vor dem Glanz des Kupfers und die Matrosen waren nicht im Stande auch nur einen zu fangen.

Auf der ganzen Reise hatten wir heiteres und schönes Wetter. Wir fuhren an der Insel Madeira in einer Entfernung von dreißig Meilen vorüber. Dann gewahrten wir die Insel Palma, und weiter hin das Cap verd in einer Entfernung von drei Meilen. Das Cap verd besteht aus mehreren Inseln, die ein hohes Gebirge bilden. Sämmliche Inseln stehen unter einem portugiesischen Gouverneur, der sich daselbst aufhält.

Bei diesen Inseln konnte uns ein großes Unglück

begegnen. Es trat nämlich eine Windstille ein und die Stromung trieb das Schiff Abends nach 11 Uhr allmählig nach einer der Inseln, die nur aus Klippen bestehen und keinen Landungplatz enthalten. Auch befürchtete der Kapitän, daß die am Ufer wohnenden Neger uns in ihren Canots einen Besuch abstatten würden, um uns zu berauben. Zum Glück kam eine Price (ein kleiner Seewind), die den Steuermann in den Stand setzte, das Schiff zu wenden und von der zu großen Nähe dieser Inseln abzubringen.

Unter der Linie fand ich nicht die so oft von Reisenden beschriebene große Höhe. Hier wurden alle diejenigen, welche die Linie noch nicht passirt waren, gehäuft, so auch auf der Höhe von Madeira; das heißt: sie mußten nach einem alten Gebrauch den Matrosen ein kleines Geschenk machen. Dieses Häufeln trifft nicht nur die Reisenden, sondern auch den Kapitän, Steuermann und die Matrosen, sobald sie die Linie noch nicht passirt haben.

Von der Linie rechnet man noch 23 Grad oder 345 Seemeilen bis Rio de Janeiro. Jenseits der Linie blieb uns St. Helena auf der Höhe von 150 Meilen liegen.

## IV.

Gebirgskette — Brasilien — Hafen — Cittadelle — Examinations- und Gesundheits-Kommission — Zolloffizianten — Anblick des Hafens — Ankunft in der Stadt — Aufnahme beim dänischen Gesandten — Empfangs-Scene — Nichte Johanna — Sonderbare Erscheinung. —

Am 7. Oktober gewahrten wir eine sehr ausgedehnte und hohe Gebirgskette. Welche Freude, es war Brasilien! — Diese Kette erstreckt sich von Rio Grande, Fernambuco, Cap St. Fris nach dem Hafen von Rio de Janeiro und weiter hinunter nach Buenos Ayres. Beinahe hätten wir den Hafen von Rio de Janeiro verschlief, welcher in dieser großen Gebirgskette etwas versteckt liegt; nach Aussage des Kapitäns würden wir dann noch vier Wochen länger in der See haben zu bringen müssen.

Am 8. Oktober gegen Mittag entdeckten wir glücklich den Hafen, den ein hoher Felsen, einem Zuckerhute ähnlich, von der einen Seite bezeichnet und zu dem diese ungeheure Gebirgskette rechts hineinführt. Gegen ein Uhr ließen wir zur Freude Aller in den sehr romantisch liegenden Hafen ein, nachdem wir die ganze Reise in 68 Tagen ohne den geringsten Unfall zurückgelegt hatten.

Der Eingang des Hafens ist sehr malerisch; zu beiden Seiten erblickt man hohe Felsen mit Palmenbäumen, Klöstern, kleinen niedlichen Landhäusern &c. umgeben. Die Durchfahrt des Einganges dauerte eine halbe Stunde. Bei der ersten Citadelle ward vorbeigefahren, jedoch dieselbe mit Kanonenschüssen begrüßt, welches sie erwiederte. Hinter derselben ging das Schiff vor Anker. Hier genossen wir eines schönen Anblicks auf einen Theil der Stadt und auf den eigenlichen Hafen, in dem eine Menge Kauf- fahrteischiffe, das große portugiesische Admiralschiff und die ganze Flotte lag.

Naum hatten wir Anker geworfen, so kam aus einer andern uns schräg gegenüber liegenden Citadelle ein Boot mit einem portugiesischen Offizier zu uns, um uns zu examiniren; diesem folgte nach einer Stunde ein großes Boot mit der Gesundheits-Kommission, um den Gesundheitszustand sämmtlicher sich auf dem Schiffe befindender Personen zu untersuchen. Diese Kommission bestand aus sechs Personen. Diesem folgte wieder ein Boot mit Zolloffizianten und vier Soldaten, welche auf dem Schiffe blieben. Jetzt wurden die Anker wieder gelichtet und das Schiff lief nun erst, gegen acht Uhr, in den eigentlichen, dicht vor der Stadt liegenden Hafen ein und legte sich hier, dreihundert Schritte von der Stadt entfernt, vor Anker. Hier überblickte ich noch einmal, so weit mein Auge ungestört von allen Seiten in die Ferne reichen konnte, die Schönheiten des Hafens, und ich gestehe es, daß meine Feder viel zu

schwach ist, um auch nur einen Theil desselben nach Würde beschreiben zu können. Selbst unser brave Kapitän Doormann, der bereits die halbe Welt umsegelt und viele schöne Häfen, als zu St. Thomas ic. gesehen hatte, war ganz entzückt von dem zauberischen Anblick desselben.

Nach acht Uhr Abends gingen wir zu unserer großen Freude an's Land. Ich war ganz ausgehungert; denn die meisten Lebensmittel waren bereits ausgegangen, so daß es täglich nur noch gesalzenes Fleisch, Erbsen ic. gab, welche Speisen ich wegen Schwäche des Magens nicht gut vertragen konnte. Meine Nahrung bestand in der letzten Zeit nur aus Graupen- und Hafergrüßsuppen; des Abends genoß ich gekochten Wein mit eingeweichtem Zwieback.

Um zu der Wohnung meines Schwagers zu gelangen, mußte ich mit meinem, noch nicht völlig wieder hergestellten Fuß eine halbe Meile durch die Stadt zu Füße machen, da sogleich kein Wagen zu bekommen war. Der Buchhalter eines holländischen Kaufmannes erbot sich sehr freundlich uns bis dahin zu begleiten und so gelangte ich denn mit meiner Tochter und meinem Neffen unter dieser Begleitung glücklich um zehn Uhr des Abends bis vor das Haus meines Schwagers. Wir klopften an, drückten auf das Schloß der Thür, allein umsonst, das Haus war verschlossen und mein Schwager mit seiner Familie abwesend, welches uns die Neger von innen auf Portugiesisch zuriefen und uns zugleich bedeuten, daß sie vor Ankunft ihrer Herrschaft Niemanden

das

das Haus öffnen dürften. Jetzt war guter Rath theuer! Spät Abends in einer fremden, auch nicht durch Sprache, Sitten und Gebräuche verwandten, Stadt auf der Straße; ermüdet, hungrig! Was war zu thun? — Ich fragte unsern Begleiter nach einem Wirthshause; er lächelte und sagte: daß wir dann wieder eine halbe Meile zurücklegen müßten. Ein kalter Schauer überlief mich, als ich von einem so weiten Wege hörte. Der Fremde, vielleicht den Eindruck, den seine Antwort auf mich machte, bemerkend, setzte schnell hinzu: er wolle uns zu einem Freunde meines Schwagers, nur hundert Schritte von des letzteren Wohnung entfernt, führen, der uns gewiß liebreich aufnehmen würde, und lief so gleich, ohne erst unsern Entschluß abzuwarten, voraus, kam dann zu uns zurück und führte uns zu dem dänischen Gesandten, Herrn dal Borgo d'Olins da, von dem wir auch mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen und mit einem Abendessen bewirthet wurden, über welches wir wie ausgehungerte Wölfe herfielen.

Der Gesandte bemühte sich selbst einige Male zur Wohnung meines Schwagers, um zu sehen, ob die Familie schon da sei. Endlich erschien mein Schwager allein bei uns, im Hause des Gesandten. Die Freude des Wiedersehens nach einer dreizehnjährigen Trennung war unbeschreiblich. Er ersuchte uns von Sehnsucht getriebenen Ungeduldigen nur noch einige Augenblicke bei seinem Freunde zu vergiehen, bis er erst seine Frau, meine Schwester, auf den

Empfang so theurer Verwandten vorbereitet hätte. Die Ankunft meines Neffen, meiner Schwester Sohn, sollte mir der Mutter beizubringen überlassen bleiben; allein wie war es möglich nach so langer Trennung hier noch zu warten! Ich lief sogleich hinüber zu meiner Schwester, ohne erst meines Schwagers Vorkehrungen abzuwarten. Sie lag mit ihrem sechsjährigen Läufchen im Fenster und ahnschte schon, daß etwas besonderes vorgefallen sein müßte, weil es ganz außer der Regel war, daß ihr Mann noch so spät zu seinem Freunde, dem Gesandten, geladen ward. Ich übergebe hier die Scene des Wiedersehens mit meiner Schwester, und dieseljenige mit ihrem Sohne, meinem Neffen, weil nur derjenige meiner Leser sie ganz zu fühlen im Stande ist, den Liebe und treue Hingebung an seine Familie fesseln, und der nach langer Trennung von seinen Lieben sich wie durch einen Zaubertrank wieder mit denselben vereinigt sieht. —

Nachdem der erste Freudenrausch vorüber war, segte uns meine Schwester gegen Mitternacht noch ein kleines Abendessen vor, und obgleich wir erst vor einigen Stunden bei dem dänischen Gesandten, Herrn dal Borgo d'Olinda gegessen hatten, so fielen wir dennoch über den uns vorgesetzten kalten Braten und den Kräutersalat mit erneuter Lust her. Gegen ein Uhr erschien der Gesandte, der die Empfangsscene der Familie hatte allein überlassen wollen, und nur gekommen war, um noch an der allgemeinen Freude Theil zu nehmen. Wir schämten uns bei

seinem Eintritt in's Zimmer nicht wenig, daß er uns noch einmal so begierig beim Essen fand, da wir doch schon bei ihm so gut bewirthet worden; allein wir waren zu ausgehungert und der Braten und Salat zu einladend, als daß die Schaam diese Versuchungen hätte überwinden können.

Ein besonderes Vergnügen fand ich in der Unterhaltung mit meiner kleinen sechsjährigen Nichte Johanna, welche schon vier Sprachen: Portugiesisch, Englisch, Französisch und Deutsch spricht und hier von allen angesehenen Personen wegen ihrer Schönheit und Klugheit sehr geliebt wird. Der preußische Gesandte, Herr Graf v. Glemming, welcher meinen Schwager oft besucht, ist ganz von dem Kinde bezaubert. Schade daß das Kind einen ganz sonderbaren Zufall von einem Gewitterschlage durch die Mutter an sich trägt. So oft nämlich ein starkes Gewitter im Anzuge ist, versinkt es in einen tiefen Schlaf und erwacht nicht eher wieder, bis das Gewitter vorüber ist. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ist folgende: drei Monate vor der Niederkunft meiner Schwester mit diesem Mädelchen, schlug das Gewitter in ihr Haus ein, so daß sie betäubt zur Erde stürzte; und seit dieser Zeit fällt nicht nur die Mutter bei Annäherung und der Dauer eines Gewitters, sondern auch die Tochter in einen tiefen Schlaf. —

## V.

Rio de Janeiro — Häuser — Promenade der Einwohner — Campus de St. Anna — Place de Russie — Schloßplatz — kleinere Plätze — Straßen — Erleuchtung — Cathedrale — Bassin — Kirchen — Wasserleitung. —

Rio de Janeiro ist von nicht unbedeutendem Umfange, hat aber größtentheils nur enge Straßen. Die meisten Häuser sind von einem Stockwerke, mit einem einzigen Fenster, welches in vielen Häusern ganz aus Holz besteht, das heißt, mit hölzernen schmalen Gittern, gleich den Gittern vor unsren Hühnern und Taubenschlägen, versehen ist. Die Haustür ist gleichfalls mit einem hölzernen Gitter versehen, welches zugleich als Fenster gebraucht wird. Durch diese Haustür tritt man in das einzige nur sehr winzige Zimmer des ganzen Hauses. Neben diesem Zimmer ist ein kleiner Alkoven und hinten heraus eine Küche mit einer Kammer, welche im Dache, das aus großen ausgehöhlten Ziegeln besteht, ein kleines Fenster mit Glasscheiben hat, wodurch sie Licht erhält.

Diese kleinen Häuser sind ohne Fundament von dem Erdboden aus aufgeführt. Die Dielen im Zimmer sind auf starke Leisten genagelt und liegen übrigens ohne die geringste Ausfütterung über der bloßen Erde; man wird sich daher leicht die der Gesund-

heit höchst nachtheilige Feuchtigkeit in diesen Häusern denken können, besonders in der Regenzeit.

Außer diesen kleinen einstöckigen Häusern, giebt es hier mehrere von zwei, drei und auch von vier Stockwerken, mit eisernen und hölzernen Balkons; allein in allen diesen Häusern herrscht dieselbe Feuchtigkeit, so daß man im zweiten Stockwerke keine Stiefeln oder Schuhe mehrere Tage stehen lassen kann, ohne sie nicht mit einem dicken Schimmel überzogen zu finden; und dieserhalb erhält sich daselbst auch kein Fortepiano, welche dort zwar in großer Menge, aber in dem schlechtesten Zustande angetroffen werden.

Die einzige Promenade der Einwohner in der Stadt, ist ein Platz nahe am Meere, halb so groß als der hiesige Gensd'armes-Platz. Die Anlagen darauf gleichen einem Küchengarten. Er wird nur von wenigen Menschen besucht.

Der Platz *Campus de St. Anna* ist wenigstens zweimal so groß als der oben erwähnte Gensd'armes-Platz, allein größtentheils mit kleinen Häusern umgeben. Auf der einen Seite, nicht ganz in der Mitte, ist ein großer von Holz abgeschlagener Circus, worin Stiergefechte gehalten werden; auf der andern ein großer, nur selten besuchter Garten, ohne Schatten, mit aus Holz geschnitzten und ausgemalten Bildsäulen. Dieser Garten soll der Kronprinzessin gehören.

Die Place de Russie ist beinahe so groß als der Gensd'armes-Platz und mit wenigen schönen Häusern ringsherum besetzt. Das schönste darunter,

ist ein im chinesischen Geschmack aufgeführtes Eckhaus von zwei Stockwerken, und gehört einem reichen Particulier, dem Grafen Rio de Secco. Auf einer andern Seite dieses Platzes steht das große aus Steinen aufgeführte National-Schauspielhaus. In der Mitte des Platzes steht eine schöne Säule von Sandstein, deren Kapitäl mit sechs eisernen Stangen versehen worden, woran die Bildnisse derjenigen Tidalgos (Edelleute) gehängt werden, die als Landesverräther ausgetreten sind.

Der Schloßplatz liegt am Meere und ist wirklich schön. Auf demselben ist ein herrlicher Springbrunnen, den die meisten Schiffkapitäns zu ihrem Wasserbedarf auf der Reise benutzen. Das Schloß hat nur zwei Geschosse und ist in einem ganz einfachen Styl ohne die geringsten Verzierungen aufgeführts.

Ein kleiner Platz vor dem Theater ist nur wegen der Kirche St. Paula und wegen des großen Hospitals, welches jetzt bei dieser Kirche erbauet wird und worüber man wegen der unglücklichen Wahl in Hinsicht der Lage desselben, mitter in der Stadt, allgemein unzufrieden ist, merkwürdig.

Außer diesen Hauptplätzen giebt es noch mehrere kleinere Plätze, die aber nichts Ausgezeichnetes besitzen und daher hier keiner Erwähnung verdienen.

Die Straßen sind, wie schon oben erwähnt, größtentheils schmal, aber mehrentheils gut gepflastert und mit Trottoirs versehen. Der Kinnstein fließt, wie zu Paris, in der Mitte hindurch. Einige Straßen sind von bedeutender Länge und haben wes-

gen der niedlichen kleinen Häuser, die parallel zu beiden Seiten fortlaufen, ein sehr freundliches Ansehen. Die nächtliche Erleuchtung der Stadt ist gut und das Ganze, was darauf Bezug hat, sehr zweckmäßig eingerichtet.

Die Stadt hat keine Thore, aber ansehnliche Vorstädte, wodurch sie einen großen Umfang erhält. Cathede, wo mein Schwager und mehrere fremde Gesandten und Consuls wohnen, ist weit gesünder als die Stadt. Diese Vorstadt besteht nur aus einer breiten, ungepflasterten Straße, die nach einem prachtvollen, nur eine Viertelstunde davon entfernt liegenden Bassin führt, der mit Felsen und kleinen niedlichen, von Engländern bewohnten, Landhäusern umgeben ist. Auch die Königin hat daselbst einen Landsitz, Orangeiros genannt.

Cathede wird besonders des Sonntags stark besucht. Fußgänger, Reiter und Wagen sieht man dann in Menge; auch der König und die Königl. Familie fahren beinahe täglich hinaus bis zum Bassin und von da wieder zurück, weil die Wege, tiefer im Inneren, schmal und nicht bequem zu befahren sind.

Rio de Janeiro besitzt nur wenige Kirchen. Ausser der Königl. Schlosskapelle, der Kirche St. Paula, der Gloria, die am Hafen auf einem hohen Berge, wenn man von der Stadt nach Cathede geht, sehr angenehm liegt, und noch einigen kleinen Kirchen, habe ich keine weiter gesehn. In Cathede findet man in einigen Privathäusern, z. B. beim Admiral

Grafen Bianari., Kapellen, wo Gottesdienst gehalten wird, woran die Nachbarn mit sämmtlicher Dienerschaft Theil nehmen.

Die herrliche Wasserleitung der Stadt verdient die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden. Sie bildet mehrere geschmaedvolle, in Sandstein ausgehauene und mit Treppen versehene Springbrunnen, die mit Bildsäulen, gleich denjenigen der Springbrunnen in Paris, gegiert sind.

---

## VI.

Schauspielhaus — Schauspiele in portugiesischer Sprache — Italienische Opern — Demoiselle Faschiotti — Madame Gasbini — Tenorist — Orchester — Flötenspieler und Violoncellist — Ballet — Unternehmer — Madame Toussaint — Spanier — Mulattin — Theater-Unternehmer. —

Das Schauspielhaus in Rio de Janeiro, auf der Place de Russie, ist beinahe so groß, als das hiesige Opernhaus, nur nicht so breit. Es werden darin vier, oder fünfmal wöchentlich Vorstellungen gegeben, welche abwechselnd in Lust-, Schaus- und Trauerspielen in portugiesischer Sprache und in italienischen Opern nebst Balletten bestehen. Die Vorstellungen in portugiesischer Sprache werden nicht stark

besucht. Ich habe einer einzigen beiwohnt, da ich aber der Sprache nicht mächtig genug war, so kann ich darüber nicht urtheilen, so viel hörte ich jedoch, daß alles in einem Tone gesprochen wurde.

Die italienischen Opern werden hier einzlig in ihrer Art aufgeführt. So gab man z. B. während meines Aufenthalts daselbst, sehr oft die Oper *Tancré*, allein ich erkannte sie fast nicht wieder, so jämmerlich ward sie verstümmelt und durch ein schlechtes Orchester verhunzt. Eine Demoiselle *Faschiotti*, Schwester eines Kastraten der Königl. Kapelle, und eine Madame *Sabini*, sangen leidlich, besonders wurde ihr Gesang durch ein hübsches Neuscheres gehoben, oder vielmehr angiehend.

Madame *Sabini*, eine kleine, niedliche, sehr lebhafte Frau, mit feurigen Augen, denjenigen der Madame *Catalani* ähnlich, hatte die Rolle des *Tancré*. Sie sang das Recitativ: *O patria dolce!* etc. mit vielem Gefühl; es machte auf mich einen solchen Eindruck, daß ich die Thränen nicht zurückhalten konnte und die Loge verlassen mußte.

Die italienische Oper: „*Quacia di Henrico quarto*“, worin Demoiselle *Faschiotti* die Rolle der *Marietta* machte, wurde auch oft gegeben. Demoiselle *Faschiotti* ist achtzehn Jahr alt, hat ein hübsches Neuscheres und besitzt viele Anlagen zu einer guten Sängerin, die sie unter der Leitung ihres Bruders vortheilhaft ausbilden kann. Als Schauspielerin fehlt ihr Gewandheit.

Ein Tenorist, dessen Name mir entfallen ist, singt

recht brav, ist dabei gut gewachsen, besitzt aber eine Ragerkeit, die ich noch bei keinem Mann gesehen. Er affektiert sehr, hat viel Lebendigkeit, überhaupt französische Gewandtheit, und soll der Liebling der Damen in Rio de Janeiro seyn. Diese drei Individuen sind die vorzüglichsten Mitglieder der italienischen Oper.

Das Orchester ist sehr schwach besetzt, mit einem Worte — elend; nur ein Flötenspieler, ein Franzose, und ein Violoncellist erregten meine Aufmerksamkeit. Die Violinisten sind unter aller Kritik. Der Violoncellist begleitete eine Arie im Tancred und spielte ein Adagio allein mit so vielem Gefühl und Ausdruck, daß ich erstaunte und, ohne Übertreibung, den Kapellmeister Nemberg zu hören glaubte. Ich erkundigte mich nach diesem Mann und erfuhr, daß er etwas wahnsinnig sei. Ich hörte ihn in der Folge öfter, und sein seelenvolles Spiel wurde mir bei seinem trüben Gemüthszustande noch gehaltvoller.

Die Ballette sind nicht schlecht und werden von den Bewohnern der Hauptstadt, wie in Paris, enthusiastisch geliebt und daher sehr stark besucht. Beim jedesmaligen Erscheinen der Solotänzer und Tänzerinnen wird applaudiert, welches auch bei den Sängern und Sängerinnen in der italienischen Oper geschieht. Sie verbeugen sich jedesmal nach einer rauschenden Gefallsbezeugung sehr ehrerbietig.

Die Unternehmer des Balletts sind Franzosen, ein gewisser Toussaint nebst Frau vom Theater Porte St. Martin in Paris und ein gewisser

La Combe mit seiner Frau, auch aus Paris; der letztere ist der Direktor des Balletts. Sie führen große Sachen auf, z. B. den Tod des Pyrrhus; Paul und Virginie ic., auch komische Ballette. Überhaupt geben sich die Unternehmer viel Mühe und ertheilen nebenbei den Söhnen und Töchtern der reichen Fidalgos noch Unterricht, wobei sie ein hübsches Stück Geld verdienen und sich ein Vermögen sammeln können, welches auch nur ihre Absicht zu sein scheint, um dann mit ihrem ersparten Gelde nach Frankreich zurückzukehren.

Ich habe der Probe eines Balletts, die um ein Uhr des Mittags abgehalten wurde, beiwohnt, und mich hier von ihren Anstrengungen und Leistungen genauer überzeugt; ich gestehe, daß die Unternehmer den angesehensten Bühnen Europas im Ballett Ehre machen würden. Nach Beendigung der Probe waren Hr. Toussaint und Hr. La Combe so mit Schweiß bedeckt, als wenn ein Eimer Wasser über ihren Körper gegossen worden. Auf meine Frage: ob ihnen das nicht schade, antworteten sie, daß sie bis jetzt noch nicht das geringste Ungemach davon verspürt hätten, indem sie sich gleich warm anzögen und den Zug vermieden.

Madame Toussaint ist eine schöne Frau, etwas stark, und soll sehr großen Versuchungen in der ersten Zeit ihrer Ankunft — die Familie ist jetzt fünf Jahre in Rio de Janeiro — von Paris ausgesetzt gewesen sein, sie ist ihnen aber glücklich ausgewichen und lebt mit ihrem Gemahl sehr eingezogen, aber

höchst glücklich, wodurch sie in der ganzen Stadt in großer Achtung steht und selbst bei denjenigen, die ihren guten Ruf zu beschädigen suchten. —

Außer den Franzosen sind auch Spanier und eine Mulattin beim Ballett angestellt. Ein junger Spanier nebst seiner Schwester tanzen recht brav; die Mulattin aber, welche wegen ihres angenehmen Wuchses zuweilen Solo-Partien erhält, tanzt, als wenn sie von der Tarantel gestochen wird.

Der Unternehmer des Theaters, ein Mulatte, soll vorher Barbier gewesen sein und ist durch diese Unternehmung ein reicher Mann geworden. Die Lögen sind sämmtlich vorausbezahlt und bei brillanten Opern und Balletten ist das Schauspielhaus immer mit Zuschauern angefüllt.

---

## VII.

Stiergefecht am Geburtstage der Kronprinzessin — Schlechte Ausführung — Popanz — Spanisches Stiergefecht, als Original. —

Zu den öffentlichen Schauspielen gehört auch das Stiergefecht. Der Circus, worin es gehalten wird, liegt auf dem oben erwähnten Campus de St. Anna. Am Geburtstage der Kronprinzessin, wenn ich nicht irre, sah ich dieses sonderbare Schauspiel; auch nur das einzige, welches während meines Aufs

enthaltes in Rio de Janeiro gegeben wurde. Die Ausführung war unter aller Beschreibung; selbst die Portugiesen, Brasilianer, Mulatten und Neger pifsen es aus: Es wurde nämlich ein junger magerer Ochse in den Circus gelassen, den einige bunt aussgezogene Männer mit rothen Fahnen neckten, um ihn wütend auf sich zu ziehen; allein der Ochse besaß ein solches Pflegma, daß er, trotz allen Anreizungen, nicht zur Wuth gebracht werden konnte, und wenn es zuweilen schien, als wolle er auf die Herausforderer losgehen, so ergriffen diese aus Furcht schnell die Flucht und kletterten über die Schranken zu den Zuschauern, welche die furchtsamen Ritter mit Pfeilen und einem Regen von Apfelsinenschalen empfingen. Ein anderer Rämyer lief mit einem gemalten Pferde, gleichsam darauf reitend, dem Ochsen mit langen Pfeilen nach, von denen einer den Hals des Thieres traf, allein ohne Erfolg, der Ochse blieb ruhig, nicht so die Zuschauer, sie fingen an zu schreien, zu pfeifen und zu lärmten und setzten diesen wilden Lärm so lange fort, bis ein anderer Ochse in den Circus herein, und jener herausgelassen ward; aber auch dieser wollte nicht wütend werden und nach vielen fruchtbaren Versuchen und Bemühungen endigte dieses Schauspiel, welches dem Unternehmer an 6000 Thaler einbrachte, mit Gelächter und Lärm.

In der Mitte des Circus stand auf einer rothen Kugel ein aus Holz gedrechselter Mann in Lebensgröße, den ein scharlachrother Mantel umhüllte. Auf diesen leuchtenden Ritter ohne Furcht und Ladel lief

nun der Ochse los und warf ihn, nach jedesmaligem Aufstellen, zu Boden, welches wirklich noch den meisten Spah machte und auch die Zuschauer belustigte.

Die Logen waren sämmtlich zu sehr hohen Preisen vermietet und die Bänke ringsherum im Circus mit einer unglaublichen Menge Volks aus allen Klassen besetzt.

Dass dieses sogenannte Stiergefecht nur eine jämmerliche Nachahmung eines spanischen Stiergefechtes ist, wird nachstehende Beschreibung dieses Schauspiels aus dem Gemälde von Madrid \*) zur Genüge darthun, welche ich hier wörtlich mittheile, nicht nur um den Kontrast desto auffallender zu machen, sondern auch den Lesern zu zeigen, welches Vorbild hier erreicht werden soll.

„Es schlägt drei Uhr, die ganze Straße von Alcala füllt sich mit Menschen an. Wagen, Reiter, Fußgänger, alles eilt zum Stiergefecht.

Das Colisum liegt vor dem Thore de Alcala, ein großer Circus mit Rufenweisen Sigen umgeben, über dem sich eine Reihe Logen erhebt. Alles ist mit Zuschauern angefüllt; alle Stände, alle Trachten von Spanien, sind bei dieser Gelegenheit beisammen zu sehen.

Der Circus wird geräumt, alle Zuschauer müssen sich an ihre Plätze begeben, der feierliche Aufzug

\*) Gemälde von Madrid von E. A. Fischer. Berlin. 1802.  
S. 345 u. f.

nimmt seinen Anfang. An der Spige erscheint der Alcalde mit seinen Alguazils in Knoten-Perücken, und dann folgen die Picadores zu Pferde in alter spanischer Rittertracht, und die Banderilleros in bunten bebänderten Westchen mit ihren Banderillas. Stolz und gravitätisch schreitet nunmehr der Held des Gefechtes, der unüberwindliche Matador mit seinem Schwert da her, bis endlich ein ganzes Heer lustiger Personagen, Harlekins, verkleidete Sclaven u. s. w. den glänzenden Aufzug beschließen.

Allein das Vorspiel ist geendigt, und die feierliche Corrida wird beginnen. Auf ein Zeichen des Corregidors springen zwei furchtame Alguazils zum Stalle hin. Zitternd, mit bebenden Händen, mit abgewandtem Gesichte schieben sie den Riegel zurück, und in voller Wuth stürzt der schnaubende Stier heraus.

Durch das ganze Colisäum ertönt nunmehr ein allgemeines Jubelgeschrei. Tausend Stimmen, tausend gellende Pfeisen um den Stier noch wilder zu machen. — *Toro! Toro!* — Alles tobt im wilden Getümmel durch einander. Man klatscht in die Hände, man pocht mit den Stöcken, man schlägt auf die Bänke, man schwenkt die Hüte, man figurirt mit den Schnupftüchern und mit den Mänteln. Die ganze Versammlung scheint besessen zu sein.

Unterdessen haben die Picadores dem Stalle gegenüber gehalten. Das Pferd zur Seite gedreht, haben sie den Anfall des wüthenden Stiers erwartet. Jetzt stürzt er plötzlich auf den vordersten zu,

um Mann und Ross in die Luft zu schleudern, aber der Picador hebt seine Lanze auf, bringt ihm eine Wunde am Vorderbug bei, wendet sein Pferd und sprengt zurück. — Bien! Bien! — erschallt es durchs ganze Colisäum! — Der Stoß war vorzüglich geführt.

Der Stier verfolgt seinen Feind und wird vom zweiten Picador empfangen. Dieser ist unglücklich, sein Stoß gleitet ab und die Lanze zerbricht; der Stier schlägt dem Pferde die Weiche auf, der Picador stürzt herunter und würde ohne die Chulos verloren sein.

Aber in dem Augenblicke springen diese flüchtigen Fußlämpfer hinzu und suchen den Stier von ihm abzubringen. Ohne Lanze, ohne Schwerdt, mit nichts als einem Stück Taffent oder einer kleinen rothen Fahne bewaffnet!

Mit welcher Geschicklichkeit wissen sie nicht den Stier durch diese blendenden Farben, durch das beständige Geschrei — „Toro! Toro! a mi!“ — auf sich zu hetzen und zu beschäftigen. Aber mit welcher Behendigkeit wissen sie ihm auch im Augenblicke der Gefahr zu entschlüpfen! Er verfolgt sie, er wird sie erreichen, kaum ist er noch eine Hand breit von ihnen ab. — Pötzlich lassen sie ihre Fahnen fassen, und sind mit einem Sprung in Sicherheit\*).

Auf

---

\* ) Ueber die Bretterwand nämlich, womit der Circus eins geschlossen ist.

Auf diese Art ist es dem Picador gelungen, ein neues Pferd zu besteigen. Seine Ehre ist beleidigt, er muß den erlittenen Schimpf zu rächen suchen. Mutig sprengt er dem Stier entgegen, und verwundet ihn. — „Excellense! Excellente!“ tönt von allen Seiten der laute Beifallsruf, während ein behender Chulv das Thier von dem Picador zu entfernen sucht.

Aber der Corregidor giebt ein Zeichen. — Trompeten- und Paukenschall. — Die Picadores ziehen ab und die Banderilleros, eine andere Art Fuchtkämpfer fangen ihre Künste an.

In jeder Hand eine Banderilla <sup>\*)</sup>). Kaum eine Spanne von den Hörnern des Stieres entfernt, suchen sie sich ihm von der Seite zu nähern. Vorsichtig folgen sie allen seinen Bewegungen, bis sie den günstigsten Augenblick ersehen. Aber auf einmal sind die Banderillas eingehackt, die Schwärmer gehen los, und der Stier eilt wütend im Circus herum.

Doch das Schauspiel ermüdet, und die Menge verlangt einen neuen Stier. Stolz und gravitätisch tritt der Matador in den Circus und grüßt die ganze Versammlung. Sein seidner Mantel flattert in die Lüfte und sein blankes Schwerdt glänzt in der Sonne. Er nähert sich, der Stier scheint seinen gefährlichsten

---

<sup>\*)</sup> Kleine Widerhaken, deren hölzerne Stiele mit Papierschnüren umwunden, auch zuweilen ausgehöhlt und mit Pulver gefüllt sind.

Feind zu erkennen, und beide bleiben einander gegenüber stehen.

Alle Zuschauer sind gespannt, im ganzen Amphitheater herrscht eine Todtenstille. Alles bebte vor Erwartung, alles zitterte vor freudiger Angstlichkeit. In dem Augenblicke macht der Stier eine Bewegung und der Matador hält seinen Mantel empor. Ein Augenblick — der Stoß ist geschehen und der Stier brüllend zu seinen Füßen hin. „Excellente! Excellente! Viva! Viva! — Bien! Bien! — Das ganze Colossum erönt von Jubelgeschrei, Händeklatschen und Fächerenschlagen, Trompeten und Pausen — ein tausendfältiges Gelümmel, das unbeschreiblich ist.

Die Liebhaber steigen in den Circus hinab, der Stier wird untersucht, sie messen die Wunde aus. Man streitet, man zählt die Schritte ab, der Matador wird mit Lobsprüchen überhäuft. Wassers- und Limonaden-Werkäufer, Orangen- und Confiturensäddchen eilen über den Circus hin. Alles ist in Bewegung, alles besucht sich in den Logen, alle Schnupftücher wehen — und die ganze Versammlung nimmt die Merienda \*) ein.

Aber das Thor des Circus wird geöffnet und drei mit Schellen und fliegenden Bändern behangene Maulesel kommen in volligem Galopp herein. Der Stier wird fortgeschleift, die Arena geebnet, jeder

---

\*) Besperbrod.

eilt auf seinen Platz zurück, Trompeten und Pauken verkündigen die Ankunft des zweiten Stiers, und dasselbe Schauspiel wird mit wenigen Veränderungen von neuem wiederholt.

Ist der Stier z. B. äußerst feig, so wird er mit Hunden gehegt; ist er äußerst wüthend, so gehen oft Dutzende von Pferden darauf. Das Ende des blutigen Schauspiels pflegt in der Regel äußerst lustig zu sein.

Da sind z. B. Strohmänner mit Blei an den Füßen, die zehnmal vom Stier in die Luft geschleudert, doch immer wieder zum Stehen kommen; abgerichtete Affen, die ihm zwischen die Hörner springen, und sich bei jedem seiner vergeblichen Sprüngen auf das possibilitàste gehörden; Harlekins mit großen Ballons; als Weiber verkleidete Chulos mit ungeheueren Fächern u. s. w. Dann und wann sieht man einen Neger, der dem Stier auf den Rücken springt, ihm einen mit Stacheln versehenen Riemen um die Schnauze zieht, die Enden mit den Zähnen hält und auf der Gitarre dazu spielt u. s. w.

Zu allerlezt kommt der sogenannte Embolado, ein Stier mit ledernen Augeln an den Hörnern, der den Aficionados oder Liebhabern Preis gegeben und nur im Notfall von einem eigentlichen Matador getötet wird.

Und das sind die Stiergefechte, die hier regelmäßig zweimal im Sommer gegeben werden. Bei jeder Corrida werden achtzehn Stiere, sechs des Morgens, eigentlich blos zur Probe, und zwölf des

Nachmittags zur eigentlichen Fiesta gebraucht. Je größer die Hize ist, desto wüchsender pflegen auch die Stiere zu sein.

Die Plätze im Colisáum steigen von zwei bis zu vier, acht und zehn Realen, je nachdem sie in der Sonne, im Schatten, auf den Gradas oder in den Logen sind. Die Corridas werden für das Hospital general administrirt. Der Aufwand wird zu tausend Plastern, die Einnahme wenigstens auf zweitausend berechnet. Ein Matador bekommt sechzig bis achtzig Plaster, ein Picador fünfzig bis sechzig, ein Chulo und Vanderillero vierundzwanzig bis dreißig u. s. w."

---

## VII.

Briefposten — Telegraph — Wenden — Märkte — Lebensmittel — Fleisch — Gemüse — Obst — Gedervieh — Fische — Reis. —

Briefposten nach dem Innern des Landes, sieht es, außer nach Minas, wenn ich nicht irre, gar nicht. Die Entfernung der übrigen Provinzen oder Kapitännerien von der Hauptstadt ist zu groß und die Wege zu schlecht, als daß man auf Anlegung derselben bedacht sein könnte. Die Korrespondenz wird durch die Schiffahrt besorgt. Die kleinen Fahrzeuge, welche mit den andern Häfen Brasiliens

in Verbindung stehen, übernehmen die Säcke mit den Briefen und befördern sie nach den Hauptorten der Kapitänerien, wo dann ein jeder, weil es hier keine Briefträger giebt, die jedem die Briefe ins Haus bringen, so sich von dem Bureau selbst holen muß. Bei dem gegenwärtigen lebhaften Handel längs der Küste und mit Europa, wäre es wohl zu wünschen, daß hier mehr Ordnung in das Postwesen gebracht würde, um dadurch die Handelsverbindungen und den Verkehr zu erleichtern.

Auf einem hohen Felsen bei der Stadt, ist auch ein Telegraph angelegt worden, der, wie ich glaube, nach Pernambuco correspondirt.

Besonders merkwürdig sind in der Hauptstadt Brasiliens die große Anzahl Viskualienläden oder vielmehr Wenden, wie man sie hier heißt; keine Straße, kein Gäßchen, selbst fünf bis sechs Stunden im Umkreise der Stadt, wo man nicht eine Wende, in weniger Entfernung von der andern erblickt. Diese ausgebreitete Art des Handverkaufs röhrt von der Bequemlichkeitsliebe oder vielmehr von der Sorglosigkeit, womit die Portugiesinnen ihre häusliche Dekonomie betreiben, her; denn Alles wird hier beim Höcker, Alles en detail eingekauft. Der Geruch der einem aus einer solchen Wende, die immerwährend mit betrunkenen Sklaven angefüllt ist, entgegen duftet, ist entsetzlich. Man bekommt in diesen Läden Schweinfleisch, Speck, Lichten, Porterbier, Del, Essig und verschiedene andere Viskualien. Eine solche Wende gehört gewöhnlich einem reichen Partikulier,

der sie vermietet, verpachtet, oder auch nur einen Menschen hinein setzt, der den Verkauf besorgt und darüber seinem Herrn Rechnung ablegt. Man kann sich leicht denken, was diese Wenden den Eigentümern einbringen müssen, da sie täglich stark besucht werden. —

öffentliche Märkte gibt es hier auch, worauf man Lebensmittel aller Art findet. Besonders interessant sind die Thier- und Fruchtmärkte. Auf den ersten werden Affen zu vier bis sechs, Papagenen zu vier bis zehn Thaler preuß. Courant und anderes kleines und großes Federvieh zu verschiedenen Preisen verkauft; auf den letzteren lädteln einem Ananas, Bananen, Melonen, Apfelsinen und andere Süßfrüchte entgegen. Auch das Brennholz wird nicht wie bei uns auf den Holzmärkten vorrätig eingekauft und eingefahren, sondern von dem Gemüsemarkt bündelweise zu jedem täglichen Bedarf gekauft und von den Sklaven nach Hause getragen. So gewahrt man die Höhe aus den ersten Häusern mit einem Sklaven hinter sich, der außer dem Korb mit den eingekauften Lebensmitteln, auch ein Bündel Holz trägt, vom Markte heimkehren.

Die vorzüglichsten, ja unentbehrlichsten Lebensmittel kommen aus entfernten Ländern; z. B. das Mehl aus Nord-Amerika, besonders viel aus Bals paraiso; die Butter und Kartoffeln aus England, beide Artikel sind hier sehr theuer; die Zwiebeln aus Portugal; der Wein aus Frankreich, Spanien, Portugal, von der Insel Madeira ic. Das Schweinfleisch

ist das beste Fleisch in Rio de Janeiro; es ist nicht so weiß, auch nicht so feit wie das unsrige, aber dennoch sehr gut und genießbar. Das Rindfleisch ist schlecht; es kommt aus dem Innern und ist sehr abgetrieben, weil es unter Weges an Fütterung fehlt; denn das wenige Gras zwischen den Felsen ist von der Hitze größtentheils vertrocknet. Dem Gemüse fehlt es an Kraft und Saft, es hat auch keinen Geschmack und kommt dem Europäischen in keiner Hinsicht gleich. So haben z. B. die grünen Erbsen und Bohnen hier gar keinen Geschmack, und gleichen, nachdem sie geschnitten und gekocht worden, dem getrockneten Heu, welches wahrscheinlich der zu schnellen Vegetation zugeschrieben werden muß.

Das schöne europäische Obst vermisst man hier ganz. Citronen habe ich hier gar nicht gesehen, das gegen aber Limonien (*Malus Limoniae*), welche einen sauren widerigen Geschmack haben, so wie alle hier einheimische und hier kultivirte Früchte einen widerigen medizinartigen Geschmack besitzen. Die Gurken sind hier sehr gut, so auch die Melonen. Die Weintrauben werden hier unreif abgepflückt und verkauft, weil sie durch die anhaltende Hitze nicht gerathen; selten bekommt man eine reife Weintraube zu essen. Apfelsinen giebt es hier in Renge; vier bis fünf Stück erhält man für einen Dintem, ungefähr einen Groschen nach unserm Gelde; sie sind aber nicht zu allen Jahreszeiten gleich gut und haben dann keinen süßen und angenehmen Geschmack. Zu Bahia, welches bekanntlich der Linie weit näher liegt, sollen

sie das ganze Jahr hindurch sehr süß und wohl schmeckend sein. Man hat auch sehr viele grüne Apfelfinen zu Rio de Janeiro, welche eine sehr dicke Schale besitzen; man hätte sich viel davon zu essen, weil sie den Magen sehr lühlen; gewöhnlich ist man sie mit französischem Brode, welches, außer dem Farinha für die Sklaven, das einzige Brod ist, welches man hier hat. Es giebt hier sehr viele französische Bäcker, welche sich bereits seit mehreren Jahren angesiedelt haben, alle Vermögen besitzen, ja mitunter reich sind, und dergleichen Brod backen. Nach einer Berechnung mit unserm Schiffskapitän haben wir ausgemittelt, daß ein solches französisches Brod, von der Größe, wie man sie in Frankreich und zu Hamburg backt, noch einmal so theuer ist, als in dem zuletzt genannten Orte.

Ananasse giebt es hier gleichfalls in Menge, sie haben mitunter die Länge eines Fusses und gelten das Stück vier bis fünf Groschen nach unserm Gelde. Sie verursachen, wenn man mehr als einige Scheiben davon isst, eine außerordentliche Wirkung im Geblüt. Man ist sie gewöhnlich wie Beignets oder Apfelschnitte; und statt Apfel Ananasscheiben, welche sehr gut schmecken.

Bananas, eine hier einheimische Frucht, in Form einer Feige, hat etwas Ahnliches mit einem Apfel, dabei aber einen widrigen medizinschen Geschmack. Sie werden auch als Beignets gegessen, wo der widrige Geschmack durch die Zubereitung etwas verloren geht. Neberhaupt darf man hier an

gute kräftige Sachen nicht denken. Die Milch von dem abgetriebenen, halb verhungerten Vieh ist sehr schlecht. Die Käse von Minas haben die Größe und Form der Holländischen, sind aber sehr trocken und schmecken nach Ziegenkäse. Die jungen hochbeinigen Hühner sehen elend aus, welches von der schlechten Nahrung herrührt; ein solches schlecht gefärbtes junges Huhn kostet eine Pataca, oder nach unserm Gelde ungefähr zwölf Groschen; ein größeres zweit bis drei Patacas. Puten, Gänse und Enten giebt es hier auch, sie sind aber gleich dem übrigen Federvieh übertrieben theuer.

Fische sind in Menge zu haben, man scheint sich hier aber nicht viel daraus zu machen, wenigstens habe ich sie nicht oft auf der Tafel gefunden; ihr Geschmack ist sehr weichlich.

Auster sind es auch hier, sie sind aber sehr schlecht. Auf den kleinen Felsen von Granit sind bisweilen Austerbänke.

Der Reis ist hier sehr wohlfeil und als ein portugiesisches Gericht auch sehr beliebt.

## VIII.

Restaurateurs — Kaffeehäuser — Limonade und Orgeade — Porterbier — Fliegen auf den Caffeehäusern — Wein — Durst — Eselst — Miethen — Wohnungsvermietungen — Möblirte Zimmer — Miethswagen — Sonnenstich — Miethspferde — Reitkunst in Minas — Bau und Eigenschaften der Pferde — Maulthiere. —

Es giebt hier, außer mehreren portugiesischen Restaurateurs, deren Anstalten Casa di pasta genannt werden, auch zwei französische, bei denen man ziemlich gut ist, aber auch gut bezahlen muß. Sie erzählten mir, daß sie vor einigen Jahren viel verdient hätten, jetzt aber zusegen müßten.

In den Kaffeehäusern gilt eine Portion sehr schlechten Kaffee vier Vintems (vier Groschen preuß.). Eine solche Portion besteht aus einer ziemlich großen Kanne Kaffee, wozu man unraffinierten Zucker und sehr schlechte Milch, die dem Wasser ziemlich ähnlich ist, ein französisches Brod, nebst etwas schmieriger Butter erhält, welche aus England kommt. In einem solchen Kaffeehause erhält man auch Limonade, aber nicht von Citronen, sondern von Limonien; ein sehr widriges Getränk; so auch Orgeade, welche wegen der großen Hitze gleich sauer wird. Das sogenannte

Porterbier, welches man hier erhält, kommt aus Schweden, die kleine Bouteille wird mit einer Pataca (zwölf Gr. preuß.) bezahlt. Dieses Bier würde recht gut sein, wenn es nicht durch die weite Reise einen sauerlichen Geschmack bekommen hätte. Der Preis dieses Biers ist ziemlich bedeutend.

Wegen der Schwärme von Fliegen, die auf den Kaffeehäusern hausen, kann es ein Fremder nicht lange darin aushalten. Die Brasilianer sind vertrauter mit diesen Insekten und fühlen daher ihre Beschwerde nicht, welches wohl die Gewohnheit und der tägliche Umgang mit denselben Jahr aus Jahr ein zuwege bringen mag. Bei uns, wo sie sich nur in heißen Sommern in ziemlicher Anzahl einzufinden pflegen, suchen wir uns gern ihren leichten Stichen und ihrem Gesumme auf jede mögliche Weise zu entziehen. Es giebt hier auch Kaffeehäuser mit Billards, die ich aber nicht besucht habe.

Der wohlfeilste Wein in Rio de Janeiro kostet die  $\frac{1}{2}$  Bouteille  $\frac{1}{2}$  Pataca. Er wird Lissaboner Wein genannt und schmeckt nicht übel. Es scheint eine Art Landwein aus Portugal zu sein. Ich trank ihn dort täglich mit Wasser vermischt. Die übrigen Weine sind zu hitzig und auch zu theuer.

Man kann von dem leichten Lissaboner Wein sehr viel trinken, ohne daß er der Gesundheit nachtheilig ist. Wasser ohne Wein, Rum oder einen andern Zusatz zu trinken, ist schädlich und geschieht hier nie. Ich erinnere mich, daß ich einmal mit einem Bekannten Mittags bei dem Essen drei Bous

teissen dergleichen Lissaboner Wein mit fünf Bowteilen Wasser getunken habe, ohne auch nur den geringsten Nachtheil in Hinsicht der Gesundheit zu verspüren. Es scheint, daß die außerordentliche und anhaltende Hitze viel Flüssigkeiten verlange, weil der Körper in einer immerwährenden Transpiration bleibt. Auch die Eßlust ist hier nicht minder stark, und begierig fällt man nach einem erst vor einigen Stunden eingenommenen Mahle wieder über ein neues her.

Die Mieten sind hier entsetzlich hoch. Ein ganz gewöhnliches Haus, dessen Einrichtung ich bereits oben beschrieben habe, kostet monatlich ohne Möbel gegen 14 bis 16,000 Rees, ohngefähr 24 Thaler preuß. Cour. Wenn ein Haus leer wird und vermietet werden soll, so wird an die Hausthür nur ein weißes Quartblatt Papier geklebt, welches bedeutet, daß man es zu vermieten wünscht. Mietlustige erkundigen sich dann bei den Nachbarn nach dem Eigenthümer des Hauses und seiner Wohnung. Ist der Kontrakt, bei dessen Anfertigung zwei Zeugen zugegen sein müssen, in Richtigkeit gebracht, so erhält man vom Wirth des Hauses den Schlüssel zu der Wohnung und schaltet und waljet damit, wie mit seinem Eigenthume, weil man von dem Wirthen nicht weiter behindert wird. Größere Wohnungen sind verhältnismäßig weit theurer als in Berlin. Möblierte Zimmer giebt es hier nur wenige, dabei sind sie theuer und schlecht. Ich wohnte zwei Monate in der Rua di Ovidore bei dem französischen Restaurateur Farrou, und

mußte für eine schlechte Kammer, worin ein Ruhebett, ein Tisch und drei Stühle standen, und das Licht nur durch eine Glashütte einfiel, monatlich zehn Thaler preuß. Cour. geben. Ein Franzose, Namens Armand, den ich in Königsberg in Preußen kennen lernte und dessen Bekanntschaft ich sonderbar genug hier in der Schloßkapelle erneuerie, hatte bei einem Damenschneider seiner Nation bloß einen Verschlag mit Leinwand, oder vielmehr Gaze überzogen, gleich den Speisekammern bei uns, worin ein Ruhebett, ein Tisch und ein Stuhl standen, gemietet, und mußte für dieses erbärmliche Gemach monatlich gleichfalls zehn Thaler bezahlen.

Die Kiehwagen oder sogenannte Fiacre stehen hier in unglaublich hohen Preisen. Man muß einen solchen Wagen den Tag vorher bestellen und dies gleich auf einen ganzen oder halben Tag, weil eine kürzere Zeit nicht angenommen wird. Ein solcher Wagen hat zwei Räder, ist klein, halb bedeckt, innerhalb mit rothem oder grünem Saffian ausgeschlagen, allein so schmal, daß kaum zwei Personen darin sitzen können. Vorne sind zwei lederne Vorhänge den Regen abzuhalten, und auf jeder Seite ein Schiebfenster, um bei der großen Hitze wenigstens reine Luft zu atmen. Zwei abgetriebene Mauls esel von einem fast immer betrunkenen Fuhrmann, der auf einem der Thiere reitet, angetrieben, ziehen diesen Wagen, der viel Ähnlichkeit mit den kleinen Kutschchen in den Affen- und Hunde-Komödien hat, die in großen Städten Deutschlands, Frankreichs &c. in eigens

dazu erbaueten Buden zur Belustigung des Pöbels und der Kinder von herumziehenden Italienern gegeben werden. Man zahlt für ein dergleichen Fuhrwerk, dessen sich auch die vornehmsten Fidalgos bedienen und in dem die Kammerherrn hinter der Königl. Equipage fahren, mit Einschluß des Trinkgeldes für den Kutscher, auf den ganzen Tag, von sieben Uhr Morgens bis zwölf Uhr Nachts, zehn Thaler nach preuß. Gelde; für den halben Tag, von sieben Uhr Morgens bis zwei Uhr Nachmittags, oder von zwei Uhr bis zwölf Uhr Nachts, sechs Thaler. Muß ein solcher Wagen lange an einem Orte, z. B. beim Theater ic. halten, so spannt der Fuhrmann die Maulesel aus und bringt sie so lange hinter den Wagen, um sie von dem Druck der Gabeldeichsel zu befreien. Wenn die Thiere gefüttert werden sollen, und er hält an irgend einem Orte auf der Straße, so spannt er die Maulesel aus, öffnet den Wagen, dann die Klappe des Fußkastens, worin türkischer Weizen liegt, und läßt sie daraus fressen, welches dem Fremden einen sonderbaren Anblick gewährt. Zuweilen erhält man bei dem Wagen auch einen Biedienten mit einer Fackel, der auch noch ein Geschenk von zwei Patakas verlangt.

Das Erleuchten der Straßen beim Fahren des Abends durch Fackeln, ist hier sehr nothwendig, weil es im Sommer schon nach acht Uhr finster wird und man an den Tagen des baise-main sehr leicht wegen der Menge Wagen, die auf den Straßen in Bewegung sind, zusammenstoßen kann. Uebrigens läßt es

sich in diesen kleinen Wagen nicht nur bequem, sondern auch sicher fahren; und obgleich der Fuhrmann selten nüchtern ist, so besitzt er dennoch eine solche Gewandtheit, daß nicht leicht ein Unglück zu befürchten ist; ja ich gestehe, daß die Führer der Cabrioletts in Paris hierin keinen Vorzug verdienen.

Da der Preis dieser in großer Anzahl vorhandener Wagen sehr hoch ist, so giebt es hier noch zwei große bedeckte Wagen, die sechs Personen aufnehmen können und wo jede Person nur drei Patakas oder  $1\frac{1}{2}$  Thaler preuß. zahlt. Diese Wagen sind innerhalb mit Leder ausgeschlagen und jeder mit vier Mauleseln bespannt. Drei Personen können ziemlich bequem im Hintertheile und drei rückwärts sitzen.

Diese Wagen fahren alle Tage nach St. Christoph. Man läßt sich den Tag vorher einschreiben und zahlt sogleich drei Patakas. Die Abfahrt geschieht jeden Nachmittag um vier Uhr. An gewissen Audienztagen fährt er erst auf dem Wege nach St. Christoph, hinter Catombl, zu dem ersten Staatsminister Thomas Antonio, welcher allen denjenigen, die zu dem baise-main nach dem erwähnten Orte fahren, vorher Audienz ertheilt, die bis sechs Uhr dauert; von dort geht's dann in einer halben Stunde nach St. Christoph zum Könige, bei dem das baise-main gegen acht Uhr seinen Anfang nimmt. Man sagte mir, daß das ganze Wieschsfuhrs werk eine Unternehmung der Geistlichen sei, die das mit viel Geld verdienten und es jedesmal zu hinters treiben wüßten, wenn ein Fremder bei der Regie

rung um die Erlaubniß nachsuche, ein dem Lande angemesseneres, bequemeres und zugleich weit wohlfleißeres Fuhrwerk, nach Art der Droschken in Berlin, einzuführen. Ein gutes Fuhrwerk wäre hier wegen der entfernt liegenden Stadttheile sehr zu wünschen, weil man ohne Nachtheil der Gesundheit nicht sehr viel zu Fuße gehen kann, welches ich leider! selbst erfahren habe, weil ich aus Dekonome öfters des Mittags zu Fuße zu meinem Schwager nach Cathedrale ging, wozu ich anderthalb Stunden gebrauchte. Ich ging in der Mittagshitze nie mit einem Sonnenschirm, der hier allgemein gebräuchlich ist, kam aber auch dafür so erschöpft bei meinem Schwager an, daß ich mich jedesmal erst eine halbe Stunde auf ein Ruhesette legen und erholen mußte.

In der Mittagshitze muß man sich hier sehr in Acht nehmen den Kopf zu entblößen, weil man leicht einen Sonnenstich erhalten kann, der, nach der Erfahrung der hiesigen Aerzte, unheilbar ist. Man versinkt nämlich in eine Art Wahnsinn, der nur mit dem Lebensfunken aufhört.

Die Kriechspferde sind hier verhältnismäßig eben so theuer, als die Wagen; sie werden auch nur auf einen ganzen oder halben Tag verliehen. Auf einen halben Tag habe ich vier Patatas oder zwei Thlr. preuß. geben müssen. Diese Pferde sind gut, nicht sehr groß, ungefähr wie die polnischen Pferde; aber sehr schön gebaut, besonders im Kreuz; sie kommen aus dem Innern. Ein dergleichen gut gebauetes junges Pferd kostet zwölf, funfzehn bis zwanzig Louisd'or. Es

wird

wird mit türkischem Weizen und etwas Kapri, einem langen, schilfartigen Grase, welches hier sehr theuer ist, gefüttert. Obgleich die Unterhaltung eines solchen Pferdes kostbar ist, so hält sich hier doch fast nahe ein jeder eins. Die Kleidermacher reiten zu ihren Kunden, und haben einen kleinen Sklaven von zehn bis zwölf Jahren hinter sich, der die verfertigten Kleider in einem großen Bündel auf dem Kopfe trägt und dicht am Schwanz des Pferdes seines Herrn, wenn derselbe trabt, reitet, mit trabt, welches eine höchst komische Szene darstellt

Bei den Mietpferden wird es nicht unwichtig sein, hier dasjenige, was Herr von Eschwege in seinem Reisejournal, S. 120 u. f., über die Reitkunst in Minas sagt, wörtlich anzuführen, weil es auch auf Rio de Janeiro paßt und ich nichts Besseres und Passenderes sagen kann.

„Zwei erwachsene Söhne des Hauses trieben das Schneider-Handwerk und dabei die Reitkunst unter der Aufsicht ihres Vaters, der, wie mir gesagt wurde, der beste Bereiter in Minas sein sollte. Er hatte sechs schöne Pferde, wovon einige schon ganz gut geritten waren.“

„Die Reitkunst ist überhaupt eine Passion der Minas, und man findet selten ein Gut, wo nicht ein oder der andere verstände, sein Pferd zuzureiten. Die Wohlfeilheit der Pferde, die leichte Unterhaltung derselben, die weiten Entfernungen von einem Orte zum andern, die Kirchenfeste, bei denen fast immer *Cavalcadas* oder *Caroussel*-Rei-

reisen veranstaltet werden, alles dieses trägt dazu bei, daß Jeder und selbst die Weiber von Jugend an zu reiten gewohnt sind, und mit Pferden umzugehen verstehen, und die Caroussel-Reiterzien machen den Trieb rege, gut zu reiten, um zu brilliren."

„Ein Hauptfehler der hiesigen Bereiter ist, daß sie größtentheils das Hintertheil des Pferdes vernachlässigen, sie arbeiten nur darauf hin, das Vordertheil zu erheben und den Kopf gut zu stellen, so daß von der Seite nichts auszusegen ist; sie bekümmern sich aber selten, ob, durch die Erhebung des Vordertheils, die Gruppe, durch eine gehörige Biegung der Gelenke der Hinterbeine, erniedrigt wurde, und da man das rohe Pferd zur Biegung dieser Gelenke nicht vorbereitet, so sucht es durch Auseinandersetzung der Hinterbeine diesem Zwange auszuweichen, und auf so eine erbärmliche Art sieht man dann das kreischende Hintertheil dem erhabenen schönen Vordertheile folgen.“

„Die größte Kunst der Bereiter besteht darin, dem Pferde einen erhabenen Schultritt und den Spanischen Schritt beizubringen; je höher das Pferd die Beine wirft, desto mehr Werth hat es, und einige müssen sie so hoch werfen, daß sie dem Reiter, der hier sehr lang gebügelt sitzt, mit den Eisen unter die Bügel schlagen \*). Dieses ungeheuere Auf-

---

\*) Dieses ist sehr leicht, da die Pferde sehr klein sind. Die Füße eines Reiters von ansehnlicher Statur hängen bei nahe auf die Erde herab. — L.

heben der Beine sucht man durch außerordentlich schwere Hufeisen, durch hölzerne Ringe, die man um die unteren Gelenke schnallt, und durch Schlagen mit einem Stocke vor die Schienbeine, während sie geritten werden, zu bewirken; auch lässt man den Huf unformlich groß wachsen, welches ebenfalls gute Wirkung thun soll."

„Man pflegt durchgehends sich der Hengste zum Reiten zu bedienen, die weit mutloser als unsere Europäischen sind \*); auch halten sie keine lange Reisen aus, woran wahrscheinlich das beständige grüne Futter, welches sie Jahr aus Jahr ein bekommen, Schuld sein mag; doch werden sie ziemlich alt, wenn sie gehörig gepflegt und wenig geritten werden, insdessen das gewöhnliche Alter der Pferde in Rio de Janeiro, welche täglich geritten werden, reicht selten über zehn bis zwölf Jahre.“

Ich finde diesen Schlag Pferde von besonderer Kraft und Dauer. Sie klettern mit außerordentlicher Sicherheit auf die Felsen, wie die Gemsen, mit dem Reiter, welches ihre Lebhaftigkeit beweist. Viele gehen einen außerordentlich starken Paß, sind dabei sehr gut gebauet, haben besonders ein schönes Kreuz und tragen den Schweif weit ab, wie die kleinen polnischen Husarenpferde. Man legt ihnen hier beinahe sechs Zoll lange Cantharen auf. Die Fütterung mit türkischem Weizen und etwas Kapri in Rio de Ja-

---

\*) Sollte die entsetzliche Höhe nicht dazu beitragen? L.

netro, wie schon oben erwähnt, halte ich für viel zu  
hüzig und daher den Pferden nicht zuträglich.

Die Maulthiere Brasiliens sind nur sehr klein  
und kommen aus dem Innern, besonders aus der  
Capitânerie von Rio Grande und St. Paulo, wo  
sie zu Tausenden in den großen Campos erzogen wer-  
den. Man treibt sie in großen Heerden nach den  
übrigen Theilen des Landes zum Verlauf, vorher  
wird aber jedem Thiere von dem Eigenthümer ein  
Zelchen eingebrannt. Nach Eschwege sollen die  
Brasilianer es meisterhaft verstehten, unter dieser  
wilden Heerde ein einzelnes Thier herauszufangen,  
indem sie ihm Schlingen um den Hals oder die  
Beine werfen. Ein wildes Maulthier kostet an Ort  
und Stelle vier bis sechs tausend Rees, und diejeni-  
gen, welche nach Minas oder Rio de Janeiro ges-  
trieben werden, vierzehn bis zwanzig tausend Rees,  
ungefähr dreißig preuß. Thaler.

Es ist unglaublich, mit welcher grausamen Bes-  
handlung diese Maulthiere in Rio de Janeiro einges-  
fahren und zugeritten werden. Man legt ihnen so-  
gleich Cantharen von beinahe sechs Zoll Länge auf  
und reist ihnen das Maul blutig. Der Kutscher oder  
Reitknecht, gewöhnlich ein Neger, spornet diese ars-  
men Thiere mit großen silbernen mit Ketten versehe-  
nen Sporen so lange, bis das Blut herabrinnt.

## IX.

Lebensart im Allgemeinen — Witterung — Sonnenschirme — Müßiggang der Frauen — Leere der Straßen am Abend — Handkätschen — Expedition der Briefe und Visitenkarten durch die Thürspalte — Spaziergang der Pferde durch das Puzzimmer — Geheime Gemächer, —

Die Lebensart ist hier im Allgemeinen sehr einsörmig; man kennt wenig Berstreuung, sieht keine Gesellschaften und vergnügt sich nur auf eigene Hand. Des Morgens steht man wegen der Hitze sehr früh auf und reitet, fährt oder geht spazieren. Von neun Uhr des Morgens bis zwei Uhr des Nachmittags ist eine unerträgliche Hitze; dann kommt eine Price (kleiner Gewind), welche die Hitze um einige Grade mildert und dem von Schweiße Triefenden eine kleine Erholung gewährt. Bei meiner Anwesenheit war die Hitze im Monat Januar, als im ersten Monate des Sommers, zweunddreißig Grad Reaumür, im Februar, wo ich schon abgereist war, soll es noch heißer sein. Aber auch im Winter, in der Regenzeit, vom Oktober bis Januar, ist es nichts weniger als kühl. Bei uns kühlst sich die Luft nach einigen Tagen Regen vollkommen ab, hier ist die Atmosphäre noch weit drückender bei und nach dem Regen, ja es ist, ohne Überreibung, als wenn heißes Wasser vom Himmel fällt.

Um mir des Morgens gegen zehn Uhr einige Erholung zu verschaffen, ging ich mit meinem Freunde Armand in den großen Vorsaal des Schauspielhauses, welches an den Tagen, wo gespielt wurde, schon gegen neun Uhr des Morgens geöffnet ward. In diesem Saale, in welchem es wegen der dicken Mauern und der ansehnlichen Höhe und Größe sehr kühlt ist, promenirten wir auf und ab und dieses war für mich eine solche Erholung, als wenn ich in Berlin des Vormittags oder gegen Abend unter den Linden spazieren ging; denn in der Hitze ruhig in seiner Wohnung zu sitzen oder auf dem kleinen Balkon zu stehen und dabei den unerträglichen Lärm der Messer und Negerinnen, welche mit einer kreischenden Stimme Orangen, Bananen, Gemüse &c. feil bieten, ist kaum zu ertragen und man muß sich wundern, daß sich hier nicht mehr Wahnsinnige befinden, als es wirklich giebt, weil sich hier Alles dazu vereinigt einem den Kopf zu verwirren.

Bei heiterem, schönem Wetter ist der Himmel mit dem reinsten Azur überzogen; man gewahrt auch nicht die geringste weiße oder andre dunkle kleine Wolke, die das herrliche, dem Auge so wohlthätige, Blau trübte. Überhaupt macht hier ein klarer Himmel und die ewig grüne Vegetation einen unbeschreiblichen Eindruck auf den Fremden.

Des Mittags gehen oder reiten die Männer mit Sonnenschirmen. Einen komischen Aufzug machen die Mönche, wenn sie in den Straßen mit einem Sonnenschirm reiten. Fußgänger sieht man, außer den

**Sklaven**, sehr wenige in den Straßen; denn ein jeder, der auch nur ein geringes Einkommen hat oder etwas Vermögen besitzt, reitet oder fährt.

Das schöne Geschlecht thut hier gar nichts und lässt sich vor den Fremden wenig in den Häusern sehen. Des Abends sieht man die jungen Damen dagegen an den Fenstern oder auf den eisernen oder hölzernen Balkons im zweiten Stockwerke der Häuser, im blößen Kopf mit über einander geschlagenen Armen, stundenlang stehen oder sitzen, mit dem Kinn auf das eiserne Geländer gestützt. Am Tage habe ich sie größtentheils, wenn ich aus Neugierde in die Fenster der kleinen Häuser blickte, auf mit Stroh geflochtenen Sophas schlafen gesehen; die kleinen Kinder schliefen an der Erde auf den sogenannten Sklavenmatten oder Matratzen. Diese sind aus Stroh, gleich den Unterglagen der Schüsseln und Terrinen auf unsren Tischen, geflochten, und acht Fuß lang und zwei Fuß breit.

Im Allgemeinen gehen die Frauen hier wenig aus und nie sieht man sie zu Füße aus dem Hause gehen, ohne sich von Sklaven und Sklavinnen begleiten zu lassen. Haben sie nicht selbst dergleichen Individuen in ihrem Dienste, so mieten sie welche zum Ausgehen, besonders an Festtagen, um sich in die Messe zu begeben. Sie segnen eine Ehre darin, mit recht vielen Begleiterinnen zu prangen, und wandern gravitätisch mit abgemessenen Schritten durch die Straßen.

Wenn sie Besuch abholten, so fahren sie den ganzen Nachmittag von Haus zu Haus und machen

wohl zwölf bis fünfzehn Besuche in vier oder sechs Stunden, weil sie den so kostbaren Kleidwagen auch recht benutzen wollen.

Auf den Spaziergängen sieht man sie selten, wenigstens habe ich nie ein Frauengimmer von einiger Bedeutung darauf gefunden, und da viele Häuser eine kleine Kapelle oder ein Betzimmer haben, worin an allen Festtagen Messe gelesen wird, so lassen sich viele gar nicht zu Füße auf den Straßen sehen. Man glaube aber ja nicht, daß dieses klösterliche Leben durch eine zu große Hinneigung zur Frömmigkeit entsteht; nein, auch hier sind Liebes-Intrigen nicht selten, und man kann dasjenige, was Fischer in seinem Gemälde von Madrid von den Weibern dort sagt, auch hier sehr gut anwenden, daß sie nämlich nur leben um zu beten und zu lieben. —

Außer den Tagen, an welchen Schauspiel ist, welches um acht Uhr des Abends beginnt und bis gegen zwölf Uhr des Nachts dauert, sind die Straßen in Rio de Janeiro wie ausgestorben; denn die meisten Einwohner gehen schon gegen zehn Uhr zu Bett, um welche Zeit auch alle Haustüren verschlossen sind.

In der größten Hitze und beim schönsten Wetter trägt die gemeine Volksklasse, Brasilianer und Russinnen, große schwere und rauche Tuchmäntel; auch die Frauengimmer, welche ohnedies noch mit einer Art schwarzen Schleier verhüllt sind. Sonst tragen die Portugiesinnen und Brasilianerinnen Seide oder Läse-

sent; die Musattinnen und Negerinnen grobes wollenes Zeug von schwarzer Farbe.

Obgleich die Hize hier außerordentlich groß ist, so wird doch bei vielen Familien Thee getrunken, auch um elf Uhr noch zu Abend gegessen.

Stattet man hier jemanden einen Besuch ab, so wird nicht wie bei uns an die Thür des Vorzimmers geklopft, sondern einmal in die Hände geklatscht, es erscheint dann ein Neger oder eine Negerin und meldet den Klatschenden an. Hat man einen Brief oder eine Visitenkarte abzugeben und man trifftemanden zu Hause, so schleudert man das Abzugesende durch die unten weitabstehende Spalte der Thür. Die Thüren der Zimmer sind nämlich alle so gemacht, daß unten beinahe ein halber Zoll absteht, wodurch man ganz bequem Briefe und dergleichen flache Sachen in die Zimmer werfen kann.

Es giebt hier eine große Anzahl kleiner und großer Häuser, hinter denen ein kleiner Hof liegt, auf dem ein offener, mit Dachziegeln gedeckter Schuppen für zwei Pferde steht, der aber keinen weiteren Ausgang, als durch das Haus hat. Will nun der Herr des Hauses ausreiten, so führt der Neger oder Mulekki, wie man hier die afrikanischen Sklaven nennt, das Pferd vorne durch die Hausthüre, wo es erst das Hauptzimmer passiren muß.

Geheime Gemächer giebt es hier in keinem Hause, Nachtgessirre verrichten diese Dienste, die dann von den Sklaven in wenig bebauten Straßen, oder auf dem Hofe, im Garten ic. ausgeleert werden.

## X.

Luxus der Männer und Frauen in der Kleidertracht — Federn — Diademe — Luxus der Waschweiber — Fächer — Luxus in den Sklaven — Stolzer Gang — Gebrauch bei Hochzeiten — Weiße und farbige Frauenzimmer — Palanquins — Freudenmädchen. —

Der Luxus ist hier verhältnismäßig weit größer, als in den angesehensten Städten Europas. Man kann für Geld französische und englische Mode-Artikel, kurz Alles erhalten. Die feine und elegante Welt kleidet sich hier, wie bei uns, nach dem neuesten Pariser Geschmack. Die Männer tragen der großen Hize in Fracks und Oberdöcken von dem feinsten Tuche und weiß seidenen Strümpfen. Ich habe nur wenige bemerkte Kaufleute dort kennen gelernt, die nichts zu ihren Fracks so feines schwarzes Tuch trugen, wie ich es noch nie sah, es glich einer Seide. Dann tragen sie auch sogenannte schottische Mäntel, welche aus England kommen. Diese Mäntel haben einen großen Kragen und Ärmel, sind nicht gefüttert und von einem Parirten bunten Sommerzeug, welches außerordentlich derb ist. Mir war diese Tracht sehr auffallend, weil der Mantel einem großen Schlafrocke nicht unähnlich ist; ein Reiter sieht in dieser Tracht mit einem aufgespannten Sonnenschirme über

dem Haupte noch drolliger aus. Man zieht sie nur wenn es regnet oder sehr stäubt an.

Der Aufwand der Frauen ist unbeschreiblich. Nie habe ich so viele Edelsteine und Perlen von außerordentlicher Schönheit bei einander gesehen, als hier beim großen baise-main en galla und im Theater, die beiden einzigen Gelegenheiten, wo man die Frauen nicht nur im Glanz sieht, sondern auch im Umfange ihrer Gefallsucht. Sie tragen sich ganz nach französischem Geschmack, dabei auffallend entblößt. Ihre Kleider sind mit Silber und Gold reich gestickt; auf dem Kopfe tragen sie vier bis fünf über zwei Fuß lange sehr schöne französische Federn neben einander, die sich einen halben Fuß vorn herüber neigen, über der Stirn einen Diadem von Brillanten mit Perlen eingefasst, wovon einige von außerordentlichem Werthe sind, und um den Hals und die Arme die schönsten Perlen und andere Geschmeide.

Sonntags gehen die weißen und farbigen Frauen immer ganz schwarz, größtentheils in Seide, angezogen, mit weißseidenen Strümpfen und dergleichen Schuhen. Vom Haupte herab wallt ein Schleier, von feinem schwarzen Flor, der die Hälften des Körpers bedeckt und ein gelbbraunes Gesicht verschönert, indem nicht nur die Portugiesinnen, sondern auch die Brasilianerinnen und Mulattinnen sehr schöne schwarze Augen haben.

Die Waschweiber, größtentheils Mulattinnen, die sich Sklavinnen halten und mit der Wäsche ein ungeheures Geld verdienen, tragen sehr lange goldne

Ketten um den Hals; auch tragen vergleichbare Ketten vornehme Portugiesinnen &c. Je stärker an Goldswert und je länger die Kette ist, je mehr Aufsehen erreget die gemeinere Klasse damit.

Noch ein besonders großer Luxus herrscht in den Fächern. Ich habe einige gesehen, welche mehrere tausend Thaler kosteten. Sie waren mit Brillanten und großen Perlen besetzt; in einem war sogar eine kleine richtig gehende Uhr angebracht.

Obgleich die Damen von Stande, so wie überhaupt die Frauenzimmer, wie schon oben bemerkt, wenig ausgeben, und nur selten Gesellschaft bei sich sehen, so besitzen sie doch eine ansehnliche Garderobe von Wasch- und seidenen Kleidern aller Art, welche mit Spangen und andern Garnituren besetzt sind.

Hier könnteemand mit Petinet-Schleieren und gesickten Muß- und Bastard-Kleidern sein Glück machen, weil diese Artikel, trotz der französischen Modeshändlerinnen und Pugmacherinnen nur selten sind und zu enormen Preisen bezahlt werden.

Kein junges Mädchen oder Frauenzimmer von acht bis zwanzig Jahren geht auf der Straße, wie schon oben bemerkt, ohne nicht einen gut gekleideten Neger oder eine Negerin in seidenen Stoffen gekleidet hinter sich zu haben; ist das Frauenzimmer von reicher und vornehmer Familie, so gehen mehrere Neger oder Negerinnen hinter derselben, welches eine Art Luxus bezeichnet, weil man keinen Sklaven unter funfzig Louisd'or kaufen kann. Auch die Freudenmädchen, deren es viele hier giebt, von der ersten

Klasse, habe ich mit einem Gefolge von Negern und Negerinnen folg einher schreiten sehen. Überhaupt gehört ein solzer Gang, das in die Brustwerken, zu den Eigenschaften aller brasiliensischer Frauenzimmer, von der vornehmsten Portugiesin bis zur niedrigsten Negerin herab. Die höchste Pracht bei den Männern und Frauen in Rio de Janeiro kann man im Theater an den Festtagen gewahren. Die Männer erscheinen in Gallakleidern mit Sternen und Orden überzett, und die Frauen mit Brillanten, Perlen und goldenem Geschmeide. Ich dußerte einem mir im Theater zur Seite stehenden Portugiesen meine Verwunderung darüber und fügte die Bemerkung hinzu: daß ein solcher zur Schau getragener Reichtum einen guten Gang für ähnliche raffinirte Spiegbuben abgeben müßte, wie diejenigen, welche in den Pariser Schauspielhäusern Geuer schrieen und die Zuschauer beim Heraustürzen plünderten. Er antwortete mir: daß es hier eben keine große Sünde sein würde, weil der größte Theil des mit Gold und Edelsteinen geschmückten Publikums nur auf eine unverdiente Weise zu diesen Reichtümern gekommen wäre.

Bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro verheirathete sich der junge siebzehnjährige Graf Belmonte mit der sechszehnjährigen Gräfin Bellas. Man gewahrte am Hochzeitstage eine große Menge Equipagen, wvrunter sich einige sehr schöne englische Wagen befanden; der größte Theil war aber ansik mit vier kleinen Pferden oder Mauleseln bespannt, welche zur Hochzeitsfeier lange blaue und weiße Ge-

derbüsch auf dem Kopf trugen, wie bei uns die Schlittenpferde; die Mähnen der Pferde waren mit hund seidenen Bändern eingefasst. Auf jedem Wagen der Hochzeitsgäste standen zwei gut gekleidete Neger, mit großen dreieckigen, innerhalb mit feinen weißen französischen Federn belegten Hüten auf dem Kopf, welche zu den schwarzen Gesichtern einen sonderbaren Kontrast bildeten.

Die Portugiesinnen haben eine blasse gelbliche Gesichtsfarbe und eine sehr feine Haut; die Brasilianerinnen sind mehr braun und haben einen sehr feinen Körperbau; übrigens haben sowohl die weißen als farbigen Frauenzimmer sehr kleine weiße Zähne und einen niedlichen kleinen Fuß, welchen sie, mit einem weiß seidenen Schuh bekleidet, besonders in einem Palanquin, sehr vortheilhaft durch die Vorhänge zur Schau zu stellen wissen.

In den Palanquins, einer Art Säften, wie ein Thron gesorgt, auf beiden Seiten mit schwarzem Luche behangen und oben mit einem goldenen Knopf verziert, können die Frauen sehr bequem sitzen, auch wie auf einem Ruhebett liegen. Damen, die nicht fahren, lassen sich von zwei Negern in einem solchen Palanquin tragen, und wissen hier nicht nur, wie schon oben bemerkt, das kleine Füßchen, sondern auch ihr verschleiertes Gesicht sehr vortheilhaft zu zeigen. Die niedlichen kleinen Füße der Frauen scheinen wohl von der Ruhe, worin sie erhalten werden, herzuröhren, weil die Damen nichts thun, wenig ausgehen und stets fahren oder sich in Palanquins tragen lassen.

Die Freudenmädchen sind hier nicht wie in den großen Städten Deutschlands, Frankreichs, Englands privilegiert, allein es giebt deren weiße und farbige in großer Anzahl und von allen Klassen; das heißt, die sich ihre Gefälligkeiten mit einem bis zu zwölf spanischen Thalern bezahlen lassen. Des Abends zwischen acht und zehn Uhr schwärmen sie auf den Straßen in Mäntel, oder in Kleider von schwarzen Taffent oder wollenen Beugen gehüllt, umher. Diesenjenigen der ersten Klasse gehen auch am Tage von zwei Sklaven und zwei Sklavinnen begleitet, aus, und wissen den Fremden, der sie an Gang und Geschehen für vornehme Frauenzimmer halten muß, mit vieler Gewandtheit in ihre Reze zu locken. Gewöhnlichwohnt bei einem Freudenmädchen erster Klasse noch eine alte Mätrone, die die Rolle der Gelegenheitsmacherin spielt, am Fenster sitzt und ihre Signora erwartet. Sobald diese ankommt, springt Fernando, einer der sie begleitenden Sklaven vor, öffnet die Thür und läßt die Signora hineingehen. Die Alte bleibt ruhig am Fenster sitzen und spähet, ob Signora Francisca keine Eroberungen gemacht hat, und von einem oder einigen Fremden verfolgt wird. Ist dies der Fall, so blinzelt sie dem vorübergehenden und nach dem Fenster schielenden Fremden mit den Augen, welches ein Zeichen ist, daß man in das Haus hineingehen darf und angenommen wird. Wer mit den Sitten des Landes schon vertrauter ist, der ruft beim Vorübergehen: *viva Signora!* und blinzelt mit den Augen, wird ihm dieses Blinzeln von der Schö-

nen oder deren Vertrauten erwiedert, so geht er an die Thür, welche ihm von einem Sklaven geöffnet wird.

Die Zimmer sollen in einem solchen Benustempel sehr gut möbliert sein und die Priesterinnen sich auch sehr artig betragen, nur die alten Matronen, die bei der ersten Unterhaltung gegenwärtig sind, sollen ihre Hände nur nach dem schon aufgezählten Gelde ausstrecken, oder dem mit der portugiesischen Sprache nicht vertrauten Fremdling, an den Fingern begreiflich machen, wie viel er für die Aufnahme und Gunstbezeugungen zu bezahlen habe.

Wennemanden eine solche Unterhaltung zutheuer ist, so kann er sich gleich wieder entfernen, ohne daß ihm darüber nur eins verdießliche Rüne gemacht wird. Man wird sich hieraus einen Begriff machen können, wie diese Künste hier betrieben werden und wie häufig die spanischen Thaler und drei Patacas Stücke, welche mit ersten gleichen Werth haben, hier im Umlauf sind. Einen spanischen Thaler giebt man hier so schnell aus, wie bei uns ein Achtgroschenstück.

## XI.

Negersklaven — Milde Behandlung der Neger — Ursachen dieser Behandlung — Gewandheit und Körperkraft der Sklaven — Musik und Tanz der Neger — Eisgrauer Neger — Bekleidung — Emmanuel — Nächtliche Erscheinung — Negerbegleitung nach einer Kaffeepflanzung — Aufhebung des Sklavenhandels — Nichtswürdigkeit eines Geistlichen — Boskuden — Negerinnen mit ihren Kindern bei der Wäsche. —

Die Negersklaven in Rio de Janeiro, welche daselbst Muleki genannt werden, kommen aus Angola, einer portugiesischen Besitzung in Afrika, sind sehr schwarz von Farbe und beiderlei Geschlechts. Ihre Gesichtszüge sind mitunter so häßlich, daß sie Karikaturen ähnlich sehen, dagegen ist ihr Körperbau sowohl bei dem männlichen als weiblichen Geschlechte, sehr regelmäßig. Man sagte mir, daß die ganze Einwohnerzahl in Rio de Janeiro aus fünf Theilen Schwarzen und nur aus einem Theile Weißen bestände.

Bei dieser großen Anzahl schon vorhandener Sklaven und der außerordentlichen Menge, die immer noch zugeführt werden, sollte man glauben, daß die öffentliche Ruhe in Gefahr sei, besonders wenn man an die Vorfälle auf St. Domingo denkt, allein

hier herrscht ein ganz anderer Geist in der Behandlung dieser Unglücklichen; sie sind hier lustig und guster Dinge, und dies nicht nur wegen der größeren Freiheit, die man ihnen hier gestattet, sondern auch wegen der nur mäßigen Arbeit. Die Ursache dieser milden Behandlung der Neger, ist bei den portugiesischen und andern Kolonisten nicht sowohl Menschlichkeit, als eine feine Politik; denn sie haben eine fürchterliche Erfahrung gemacht, ehe sie das jetzige Vertragen gegen ihre Neger-Sklaven annahmen. Ich will diese Geschichte, weil sie zu interessant ist, und die nie zu erstickende Liebe zur Freiheit beweist, hier aus einem portugiesischen Schriftsteller einschalten \*).

„Vor ungefähr hundert Jahren, als sich die Streitigkeiten mit den Holländern endigten, fassten die Neger-Sklaven in der Nachbarschaft von Pernambuco, die nun an Strapazen gewöhnt und kriegerisch geworden waren, und welche der Freiheitsgeist, den die Holländer um sie her verbreiteten, entflammt hatte, den Entschluß, die Freiheit, die sie so brünstig liebten, in den entfernten Wäldern und Ebenen des Landes zu suchen. Vierzig derselben führten dieses Vorhaben aus, und nachdem sie so viele Feuergewehre und andere Waffen, als sie heimlich wegbringen konnten, entwendet hatten, so entließen sie von ihren Herren, und flüchteten sich in eine dazu ausersehene vortheilhafte Gegend, ungefähr unter dem neunten Grad südlicher Breite, nicht weit von

---

\* ) America Portugueza VIII. Buch.

Porto do Calvo und nahe bei den reichen und wohl angebauten Bezirken von Alagoas und Pernambuco. Hier wurden sie bald durch eine große Anzahl von Mulatten und andern Negern verstärkt. Ein Theil derselben legte den Grund zu einer Stadt, während die übrigen sich auf den fruchtbarsten Stellen umher zerstreuten, und anfingen, sich auf den Ackerbau zu legen.

Bald aber fühlten sie den Mangel des andern Geschlechtes, und sowohl aus politischen Gründen, um ihre Unabhängigkeit auch weiter fortzupflanzen, als auch von dem Naturtriebe gereizt, beschlossen sie, diesen Mangel durch gewaltsamen Raub auf den herumliegenden Plantagen zu ersezzen. Gewiß ist der Raub der Sabinerinnen nicht allgemeiner und vollständiger gewesen, als dieser; denn auf einem weiten Landstriche umher, nahmen sie alle farbigen Weibspersonen weg, und nicht zufrieden mit dieser Entführung, schändeten sie auch die Weiber und Töchter der Pflanzer, wahrscheinlich, weil sie Widerstand gefunden hatten, und schleptten Alles, was sie vom Werthe vorsanden, mit sich fort, worauf sie sich dann in ihre Stadt zurückzogen, welche sie Palmaros genannt hatten, weil sie von ihnen mit Palmen umpflanzt war.

Dieser erste gelungene Versuch hatte in ihnen die Lust zum Rauben erweckt, und nun plünderten sie, so lange sie noch nicht in eine bürgerliche Gesellschaft vereinigt waren, alle Plantagen der umliegenden Gegend; denn sie waren in kurzer Zeit allzumächtig

geworden, als daß man ihnen hätte Widerstand leisten können. Mehrere angesehene Portugiesen in der benachbarten Gegend suchten sich daher ihre Freundschaft zu verschaffen, indem sie ihnen insgeheim Schießpulver, Kugeln, Flinten und europäische Manufaktur-Waaren lieferten, wogegen sie die Zuführung ihres Schutzes und zum Theil auch Gold, Silber und gemünztes Geld, das sie andern geraubt hatten, empfingen. In kurzer Zeit wuchsen sie zu einem Volle an, daß sich den Namen der Palmaren gen gab, und da sie fanden, daß unaufhörliche Verwirrung bei einer Völkerschaft herrschen müsse, die weder Gesetze noch Regierungsform hat, so gaben sie sich selbst eine Staatsverfassung, und begannen damit, daß sie sich einen Fürsten erwählten, dem sie den Namen Zombi (d. h. der Mächtige) beilegten; seine Würde sollte aber nur auf Lebenszeit sein, und der Nachfolger immer aus den erfahrensten, tapfersten und klügsten Männern der Nation gewählt werden; die Benennung Zombi sollte auch der Titel aller künftigen Regenten sein. Hierndächst erwählten sie Richter, verfaßten Gesetze und errichteten eine Miliz aus allen waffenfähigen Mannspersonen. Die Religion war in dieser Constitution auch nicht versäumt; die christliche sollte die Herrschende sein; doch (merkt der Geschichtschreiber hiebei an) war dieselbe bei ihnen abscheulich entstellt, und da sie das heilige Sakrament der Priesterweihe nicht hatten, so konnten die Gebräuche und Ceremonien der katholischen

ſchen Kirche nicht allein ihre Seelen von der ewigen Verdammniß retten.

Dieses neue Volk machte nun immer weitere Fortſchritte; die Bevölkerung nahm außerordentlich zu und der Anbau des Landes hielte gleichen Schritt mit derselben; da sie aber befürchteten, die Portugiesen möchten am Ende sie überfallen, so legten sie jedes Dorf auf einer Anhöhe oder sonst in einer vortheilhaftem Lage an, und befestigten es aufs beste. Die Stadt Palmares hatte zu dieser Zeit über anderthalb Stunden im Umfange und war mit einem doppelten Pfahlwerk, von dem stärksten Zimmerholze umgeben, wozu sie die schweren Stämme der größten Bäume in den umliegenden Wäldern nahmen, die sie, nachdem sie behauen waren, auf einander reiheten bis zu einer beträchtlichen Höhe; woraus sie bisweilen auch regelmäßige Bollwerke bildeten; dieser hölzerne Wall hatte drei weite Eingänge oder Thore von demselben Holze, deren jedes oben einen Altan hatte, und in Friedenszeiten immer von 200 Mann Soldaten und einem Hauptmann von erprobter Tapferkeit bewacht wurde.

Innerhalb dieser Wälle lagen die Wohnhäuser, ohne Ordnung zerstreut, und ein großer Theil des unbebaueten Landes war für den Feldbau aufbehalten. Die Einwohner wurden durch einen fischreichen See und mehrere Bäche, die sich in verschiedenen Richtungen ausbreiteten, mit Wasser versehen. In der Mitte der Stadt lag ein einzeln stehender Berg, der so hoch war, daß man die ganze Gegend umher

von demselben herab übersehen konnte. Eine Seite desselben hob sich senkrecht in die Höhe. Der Palast des Kürken war sehr groß; die Häuser einiger Privatleute waren auch nach ihrer Art prächtig, und die ganze Bevölkerung belief sich auf 20,000 Seelen. Kurz das Glück dieses Volkes hatte einen so hohen Grad erreicht, es war so mächtig geworden, seine Räubereien dehnten sich so weit aus, und seine Rache, wenn sie aufgereizt wurde, war so schrecklich, daß das ganze Land dadurch in Angst und Schrecken versetzt wurde, und man am Ende befürchtete, dieses Volk möchte mit der Zeit die europäischen Kolonien in Brasilien überwältigen. Die Regierung geriet daher in große Besorgniß und wandte alle ihre Aufmerksamkeit auf die Unterwerfung der Palmaresen, die zu dieser Zeit (im Jahre 1696) schon sechzig Jahre lang unbefriedigt geblieben waren und bereits die dritte Generation erlebt hatten. Cartano Mellor, damaliger Gouverneur von Pernambuco, schickte diesem zu Folge einen Plan zu einer Unternehmung gegen dieses Volk an Don Joa de Lanchastro, General-Kapitän und Stadthalter von Bahia, welcher zur Ausführung dieses Vorhabens sogleich tausend Mann abschickte, um die Truppen von Pernambuco zu verstärken, welche letztere allein sich auf 3000 Mann beliefen, ohne einen Armeehaufen von Indianern, bewaffneten Knechten und Freiwilligen; so daß das ganze Heer aus 6000 Mann bestand, welche mit allen Kriegsbe-

dürftigkeiten hinreichend versehen waren; nur hatten sie keine Artillerie.

Die Palmaresen, welche von dem gegen sie unternommenen Angriffe schon benachrichtigt waren, hatten alle ihre kleinen Hülfsquellen aufgeboten, um einen tapfern Widerstand zu leisten; sie hatten ihre Miliz aufgerufen; die Dorfbewohner verheerten die ganze umliegende Gegend und suchten überhaupt den Marsch der feindlichen Armee auf jede mögliche Weise zu erschweren. Nichts destoweniger rückten die Portugiesen schnell an; aber als sie den starken hölzernen Wall von Pfahlwerk erblickten, womit die Stadt umgeben war, so wurden sie von Erstaunen ergriffen und ihr Mut sank, da sie die Soldaten sahen, welche auf den Wallwerken postirt waren, und die Zurüstungen bemerkten, die zu einem harschdägigen Widerstande getroffen waren. Während dieses geschah und die Armee noch nicht geordnet war, machte der Fürst Zombi mit einem starken Detachement einen heftigen Ausfall, und wagte einen Angriff, welcher sich mit einem beträchtlichen Verluste des angreifenden Theils endigte.

Der Ort wurde nun förmlich benannt und verschiedene Versuche gemacht, mit schweren Werkten eine Bresche in den hölzernen Wall zu hauen, während andere Truppen mit Leitern Sturm laufen wollten; aber alle diese Versuche waren fruchtlos, denn die Belagerten machten ein schreckliches Feuer auf sie. Unglücklicherweise fing jetzt das Schießpulver an, den Palmaresen auszugehen: doch dies schlug

ihre Standhaftigkeit nicht nieder, und sie setzten mit dem kleinen Reste ihres Munitions-Vorraths die Vertheidigung fort; wobei sie auch während der Stürme, die sie aushalten mußten, auf die Belagerer Pfeile abgeschossen, ungeheure Steine wälzten und niedendes Wasser herabgossen, wodurch so viele Portugiesen getötet und verwundet wurden, daß ihr Mut tief sank. Hierzu kam noch der Mangel an Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen, welches ein allgemeines Murren unter der Belagerungs-Armee erregte; denn sie sahen sehr wohl ein, daß diese Unternehmung fehlschlagen müßte, wenn sie nicht eine Unterstützung von frischen Truppen, Artillerie und Proviant erhielten. Ein Eilbote war daher sogleich an den Gouverneur von Pernambuco abgeschickt, um diesen Beistand zu verlangen, welcher nur mit Mühe erhalten werden konnte. Zu derselben Zeit lebte die Hoffnung der Palmaresen wieder auf; denn sie glaubten, die Feinde wären auf dem Punkte sich zurückzuziehen, weil sie ihre Angriffe nicht mehr fortsetzten, und diese Aussicht konnte allein noch ihren Mut aufrecht erhalten; denn nicht nur war ihr ganzer Provivorrath erschöpft, sondern sie fingen auch an, alle Schrecknisse einer Hungersnoth zu fühlen, die um so schneller um sich griff, da sich eine so große Zahl von Landleuten in die Stadt geflüchtet hatte.

Sie hielten diese Leiden mit großer Standhaftigkeit aus. Die Stadtbewohner erwarteten täglich den Augenblick, in welchem sie wieder ihre Frei-

heit genießen würden, und ihre Freunde vom Lande schmeichelten sich mit der Hoffnung, bald wieder zu ihren Dörfern und zu ihrer ländlichen Ruhe zurückzukehren zu können. Aber leider wurden alle diese Erwartungen getäuscht; denn es kam ein frisches Detachement zur Verstärkung der Belagerer, nebst Artillerie, Munition und Proviant an. Von dem Gipfel des Berges, in der Mitte der Stadt, herab, konnten die Palmaresen diese Verstärkungen und Zufuhren in verschiedenen Richtungen ansehen, und als sie die schweren Kanonen und die frischen Truppen sahen, welche zum Beistande der Belagerer herbeikamen, dann, ja dann erst entfiel ihnen der Mut und sie konnten nun voraussehen, was für ein Schicksal ihrer wartete.

Nun wurde von den Belagerern ein allgemeiner Sturm unternommen; der Widerstand der Einwohner war nur schwach, denn sie fühlten, daß er vergeblich war. Ein Thor wurde gewaltsam erbrochen und die Portugiesen drangen ein; der erste Anfall war blutig, aber er dauerte nicht lange; denn die Palmaresen flohen. Fürst Zombi nebst dem größten Theil seiner übrig gebliebenen Waffenbrüder war fest entschlossen, den Verlust der Freiheit nicht zu überleben. Als die Stadt überging, stürzten sie sich daher miteinander auf der steilen Seite vom Berge herab, und fanden so im Tode ihre Freiheit wieder. Die Portugiesen waren zwar unwillig darüber, daß diese Kriegshelden ihrer Rache entgangen waren; übrigens hatten sie jedoch ihren Zweck erreicht,

und die Trophäen ihres Sieges bestanden in den Verwundeten, Greisen, Weibern und Kindern nebst Gold, Silber und anderen Vorräthen. Die Armee zog nun wieder nach Pernambuco zurück, wo die Gefangenen, ausgenommen einige wenige Männer, und die verwundeten Krieger, als Sklaven verkauft wurden; die übrigen wurden, sobald sie wieder hergestellt waren, ebenfalls zum Verkaufe nach Bahia, Rio de Janeiro und anderen entfernten Theilen der Küste gebracht. Auf diese Weise gelang es den Siegern, ihrer zu befürchtenden Wiedervereinigung zuvorkommen. — So weit dieser Schriftsteller.

Diese Negersklaven haben eine außerordentliche Gewandtheit und Körperkraft. Sie können unglaublich schwere Lasten auf dem Kopfe tragen. Je schwerer die Arbeit zu sein scheint, die sie verrichten müssen, desto mehr singen sie einen wilden stürmischen Gesang dazu, gleichsam, als ob dieser die Kraft, wie das Hml unserer Holzfäller, belebe oder anfeure. Musik und Tanz, wenn sie auch noch so einfach sind, lieben sie besonders. Ihre Instrumente bestehen in dem Brummeisen (Maultrömmel) und einem mit zwei Säten bespannten Brette, worauf sie auf der Straße im Gehen Klippern. Bei einer Wende versammeln sie sich, und tanzen nach dem Geklippert eines solchen Instrumentes. Als ich bei einem solchen Laden vorüber ging, sah ich mehrere Neger und Negerinnen einen schlechten unanständigen Tanz aufführen, wobei sie gewaltig schreien und jauchzten. Zu ihnen gesellte sich auch ein alter eisgrauer Neger,

mit einer schweren Last auf dem Haupte und tanze zu meinem Erstaunen eine Viertelstunde mit, ohne sich der Last zu entledigen. Die übrigen Neger und Negerinnen waren so erfreut über den Tanz des Alsten, daß sie einigemal jauchzend um ihn herumsangten.

Die Neger und Negerinnen begrüßen sich gegenseitig, wenn sie sich auf der Straße begegnen oder sonst zusammen kommen, nach europäischer Sitte. Die Männer nehmen die Hüthe ab und verbeugen sich und die Weiber machen einen Knicks.

Die Sklaven müssen hier alles thun und erhalten dafür täglich für zwei Vintems (zwei Groschen) Farinha, eine Art Mehl, welches aus der Maniokwurzel bereitet wird.

Die niedrigen Sklaven gehen fast ganz nackt, und haben um den Leib nur ein Stück Leinwand, einer Lümpe gleichend, geschlagen. Die Neger der bermittelten und vornehmeren Partugiesen ic. sind besser gekleidet. Sonntags habe ich Neger und Negerinnen gesehen, welche statt der Ohrringe kleine Blumen in den Ohren hängen hatten; auch steckte in dem Krausen wolltchen schwarzen Haare eine Rose, welches sich sonderbar genug zu der schwarzen Farbe des Gesichts und der Haare ausnahm. Sie machen sich auch Einschnitte in die Stirn, in die Backen ic., welches das Ansehen gewinnt, als wenn man in eine Birke schneidet und nach einiger Zeit die eingeschnittenen Stellen dunkler und bemerkbarer werden.

Die Neger haben ein unglaubliches Fassungsver-

mögen und ein scharfes Gedächtniß. Ich hatte einen Neger, Namens Emanuel, zur Aufwartung, welcher das Kochen und Rästen sehr gut verstand und dabei außerst pünktlich und aufmerksam auf seinen Dienst war; ja sogar des Nachts stand er auf, um die Ratten aus meinem Zimmer zu jagen, die darin oft einen höllischen Lärm vollführten; nur Schade, daß er sich das Chachastrinken (schlechter Branntwein von Zuckerrohr) nicht abgewöhnen konnte, obgleich er sich alle nur mögliche Mühe gab, weil ich ihm täglich mit dem Wegjagen drohete. Gegen Abend hatte er immer ein Räuschen, dessen Wirkungen er aber so gut als möglich vor mir zu verbergen bemüht war. Ich behandelte ihn übrigens sehr gut, gab ihm das Essen von meinem Tische und täglich eine halbe Pataka (sechs Groschen preuß.). Er war auch dagegen sehr dankbar, fäste mich stets scharf ins Auge, um meine Wünsche daraus zu lesen oder zu errathen, und wirklich gelang ihm dieses auch zu meinem größten Erstaunen. Er verstand ein wenig Französisch und mittelst dieser Sprache gelang es mir, jedoch nicht ohne Mühe, mich bei ihm so verständlich zu machen, daß er jede ihm mündlich aufgetragene Kommission pünktlich ausrichtete.

Eines Tages, wo er wie gewöhnlich ausgegangen war, um Alles zum Mittagessen einzuholen, wartete ich bis Nachmittags gegen drei Uhr auf ihn, allein vergebens, mein Emanuel erschien nicht; ich sah sogleich alle meine Sachen durch, glaubend, daß er entwischt sei, es war aber nicht das Geringste

entwendet; auch hatte ich ihn schon früher beim Einkauf der Lebensmittel auf die Probe gestellt, welche er aber ohne Fehl bestand. Nach drei Tagen kamen drei Polizeybedienten mit meinem Emanuel, welcher an beiden Händen mit einer Maschiene, einem breiten Thürschloße gleichend, gefesselt war, zu mir, und erkundigten sich, ob er, seiner Aussage nach, auch wicklich bei mir gedient habe; ich bejahte es und sagte, daß er sich bei mir für einen freien Sklaven ausgegeben hätte. Hierauf erfuhr ich, daß er seinem Herrn, dem Polizey-Major Sanctus, bereits seit drei Jahren entlaufen und vor drei Tagen, wo er für mich Lebensmittel einzukaufen ausgegangen war, von einem Bekannten seines ehemaligen Herrn auf der Straße wieder erkannt, ergriffen und auf das Polizeybureau gebracht worden sei. Die Polizey wollte in meiner Wohnung, wegen eines nachgemachten Freiheitsbriefes, den er aber nicht besitzen wollte, Nachsuchung anstellen, auch in meinem Zimmer eine Art von Tortur, um ihn zum Geständniß zu bringen, mit ihm vornehmen, indem sie dem armen Teufel die Hände mit dem Schloße so fest zusammenschraubten, daß er jämmerlich zu schreien anfing, ich verbat mir sehr ernstlich ein solches Kriminalverfahren in meiner Wohnung, welches auch auf der Stelle unterblieb. Man fand übrigens keinen Freiheitsbrief bei ihm und er wurde zu seinem ehemaligen Herrn wieder abgeführt. Ich schrieb an letzteren ein Billet in französischer Sprache, worin

ich ihn ersuchte, so viel als möglich seine Strafe zu mildern.

Ich vermisste meinen Emanuel sehr ungern, er war außerordentlich gewandt und pünktlich, und bediente mich bei Tische mit einer unbeschreiblichen Genauigkeit, und ohne das geringste Geräusch zu machen; auch die Servietten verstand er sehr künstlich zu falten.

Man erhandelt jetzt einen Sklaven nicht unter funfzig Louisd'or; kauft man eine Sklarin mit, so gehören einem auch die von diesem Paare erzeugten Kinder; man kann dieselben verkaufen oder zu allen erlaubten Zwecken als Sklaven benutzen.

Es giebt in Rio de Janeiro auch sehr viele freie Sklaven, welche von ihrem Herrn wegen ihres guten Betragens und langer Dienstzeit frei gegeben worden. Diese Sklaven darf man nicht prügeln, die nicht freien scheinen aber ohne Prügel nicht leben zu können, weil sie ohne diese nicht arbeiten, wohl aber sich betrinken und auch stehlen. Entlaufen ein Sklave und man erhält ihn wieder, so wird er sehr hart bestraft. Es ist sehr selten, daß sie glücklich entkommen, weil in den Gebirgen eine Menge mit Pistolen und Säbel bewaffnete Aufpasser, welche Capitaes do matto genannt werden und größtentheils Frei-Sklaven sind, sie aufgreifen und zurückbringen. In Rio de Janeiro erzählte man mir, daß ein Sklave seinem Herrn bereits seit sieben Jahren entlaufen war, und es durch Fleiß und Betriebsamkeit so weit gebracht hatte, sich selbst sechs eigene Sklaven zu hals-

ten. Nach sieben Jahren wurde er zufällig von seinem ehemaligen Herrn erkannt und festgenommen. Er bot nun seinem Herrn um seine Freilassung vier Sklaven der seinigen an; allein sein Herr hatte die Grausamkeit sie auszuschlagen und auf seine Bestrafung zu dringen. Er wurde nun wieder sein Sklave und wegen seiner Flucht in Ketten geschniedet. Seine sechs Sklaven wurden zur Entschädigung gleichfalls das Eigenthum seines Herren. Die Gesetze sind hierin sehr streng und die Strafe richtet sich nach der längeren oder kürzeren Zeit der Abwesenheit, weil der Herr die Rechnung einreicht, was er in der Zeit hätte verdienen können.

Einen kleinen vierzehnjährigen Sklaven meines Schwagers konnte ich besonders erfreuen, wenn ich ihm einen Wintem zu Schnupftabak schenkte. Er war sehr häßlich und hatte eine so starke Stumpfnase, mit großen auseinandergespreizten Nasenlöchern, daß sie sich gar nicht zum Schnupftabaknehmen eignete. Uebrigens war auch dieser junge Neger bei Tische im Aufwarten sehr gewandt; man hörte ihn nie mit den Tellern klapfern.

Im Hause des Restaurateurs Farrou, bei dem ich einige Zeit wohnte, waren auch mehrere junge Neger zur Aufwartung und in der Küche. Als ich einmal in der Nacht aufstand und aus meinem Zimmer ging, so fiel ich über ein Paar Menschen, die an der Erde lagen, und hörte darauf ein starkes Kettengerassel. Ich ging ohne Lärm zu machen nach meinem Zimmer zurück, erkundigte mich aber am

Morgen beim Wirth nach dieser sonderbaren und  
lichen Erscheinung und erfuhr, daß es zwei Sklaven  
von ihm wären, die er des Nachts an Ketten auf  
dem Korridor anschließen müßte, damit sie ihm nicht  
entsließen.

Wenn man sich einen gesunden und starken Skla-  
ven kauft, so verdient er hier seinem Herrn sogleich  
täglich eine Pataca; man darf ihn nur an den Hafen  
schicken oder nach dem Packhöfe ic.

Ich wurde einmal des Mittags auf eine Kaffee-  
pflanzung, vier Stunden von der Stadt, hinter Cas-  
tombi nach Ponte Cajou bei der Frau von Mes-  
nezes, Witwe des ehemaligen Gouverneurs der  
Provinz Maringham in Brasilien, gebeten. Diese  
Dame schickte mir einen kleinen gut gebildeten Skla-  
ven von zwölf Jahren zu, um mir den Weg zu zei-  
gen. Dieser Knabe trug noch überdies ein großes  
Paquet mit Wein, Kuchen, Brod ic. auf dem Kopfe,  
und lief in der größten Mittagshitze neben meinem  
Pferde her, die steilsten Berge herauf und herunter.  
Wenn ich in der Ebene trabte, so trabte er mit sei-  
nem Paquete auf dem Kopfe immer mit, so daß ich  
gendächtig war, um den armen Jungen nicht zu ers-  
müden, Schritte zu reiten und mich selbst der größten  
Sonnenhitze auszusetzen. Ich machte ihm durch die  
Geberdensprache bemerkbar, daß ihn das Laufen mit  
einer Last sehr angreifen müßte, allein er lachte dars-  
über und gab mir zu verstehen, daß dies Gewohn-  
heit sei.

Als ich auf der Chacre oder Kaffeeplanzung der  
Frau

Frau von Menezes ankam, mußte ich mich erst eine halbe Stunde auf ein Ruhebett legen, ehe ich der Frau vom Hause meine Aufwartung machen konnte, so sehr war ich von der Hitze und von dem Erklettern steiler Felsen zu Fuß, weil ich das Pferd wegen der oft sehr schmalen Wege und der Untiefen an der Hand führen mußte, erschöpft. Nicht so der kleine Neger, der mich begleitet hatte. Er setzte sein Pasquet ab und spielte mit dem achtjährigen Sohne des Hauses stundenlang zu meiner größten Verwunderung herum, ohne nur das geringste Zeichen von Müdigkeit zu geben.

Die Neger besitzen viel Muskelkraft und sind außerst leicht auf den Füßen. Man kann sie zu allen Berrichtungen gebrauchen, weil sie eine außerordentliche Lernbegierde haben.

Der Sklavenhandel soll jetzt aufhören, welches den Eigentümern der Kaffee- und Zuckerplantagen eben nicht angenehm sein kann. Von englischer Seite ist dieserhalb schon ein Kommissarius, Mr. Hayn, ernannt worden, ein sehr gewandter Mann, dessen Bekanntschaft ich in Rio de Janeiro mache, und von portugiesischer Seite mein Schwager, Pinheiro de Ferreira, um auszumitteln, wie dieser Sklavenhandel am leichtesten aufgehoben werden kann, welches, wie mit der Leibeigenschaft, großen Schwierigkeiten unterworfen sein soll. Es ist nicht zu läugnen, daß der größte Theil der Sklaven, in Schlafsucht versunken, mit großer Strenge behandelt werden muß; allein ich habe auch eine Menge Neger

gefunden, welche Talent und ein weit zarteres Gefühl, als die Weisen hatten, von denen sie nach Laune gemisshandelt, ja mitunter wie Hunde behandelt wurden. Ich sah eines Tages einen beim Volke sehr beliebten Geistlichen stolz auf der Straße einhergehen und einen Sklaven, der ihm nicht gleich aus dem Wege ging, in den Roth mit dem Fuß stoßen. Dieses unwürdige, einem Europäer ganz fremde Vertragen, empörte mich so sehr, daß ich hier hätte Veranlassung zu einem Skandal geben können, wobei ich vielleicht am übelsten gefahren wäre; denn ich stand im Begriff dem stolzen, langsam im Triumph der schönen That forschreitenden Schwarzkrok eines hinter die Ohren zu geben.

Es giebt in Rio de Janeiro auch einige Botoskuden als Sklaven, sie kommen aus dem Innern Brasiliens und unterscheiden sich von den übrigen Negern aus Afrika durch ihre Größe und wildes Ansehen.

Die Negerinnen waschen hier an den kleinen Bächen; dabei tragen sie ihre kleinen Kinder, in ein Tuch gewickelt, auf dem Rücken. So lange sie waschen oder vielmehr das Zeug klopfen, weil hier die Wäsche, wie in Frankreich, geklopft wird, müssen die Kinder auf dem Rücken aushalten; auf dem sie auch, trotz der heftigen Bewegungen der Mütter beim Klopfen der Wäsche sehr sanft schlafen. Dieser Anblick war für mich, wenn ich bei einem Bach vorbei passiren mußte, stets herzerwärmend.

Den Negen scheinen die Neger nicht gut vertra-

gen zu können, weil ihre Haut, wie bekannt, sehr fein, glatt und fettig ist.

---

## XII.

Ungeziefer — Muskitos — Land der Ohrfeigen — Musketairs — Ratten und Mäuse — Baratten — Bische — Hunde — Kräze — Galante Krankheiten — Brüche — Dicke Beine. —

Ungeziefer giebt es in Rio de Janeiro in grosser Menge. Die Muskitos, eine Mückenart, mit etwas längeren Beinen, als unsere Mücken besitzen, sind hier eine wahre Plage, ja sie kommen mir vor, wie die umherirrenden bösen Geister der Ahnfrau. Ein angesehener Bewohner Brasiliens nannte daher dieses Land: das Land der Ohrfeigen, weil man sich die Muskitos des Nachts wohl hundertsmal abwehren muß, und dies — durch Ohrfeigen, die man sich bald links, bald rechts giebt. Sie schwärmen einem, sobald man sich niedergelegt hat, mit ihrem weinerlichen Gesange immerwährend vor den Ohren, wagen sich sogar ins Ohr hinein, wodurch eine unbeschreiblich unangenehme, den Schlaf störende, Empfindung macht. Wütend schlug ich mich jedesmal an die Ohren, allein so schnell ich mir auch die Ohrfeigen gab, so traf ich doch nie einen der Ruhesünder. Am Tage sitzen diese Insekten

ganz still an der Wand. Meine Erbitterung gegen sie war so groß, daß ich sie am Tage tödten wollte, allein auch hier, wo sie zu schlafen scheinen, machten sie sich bei der leisesten auf sie gerichteten Bewegung davon, so daß ich nur sehr selten eines derselben traf. Von ihren Stichen entstehen Blasen, welche beim Anrühren sehr schmerzen, allein dieser Schmerz ist noch eher zu ertragen, als der klägliche, jämmerliche Ton ihres Gesanges und das um die Ohren Schwärmen, welches gewiß den sanftmütigsten Menschen zur Verzweiflung bringen muß.

Man bedient sich des Nachts gegen diese Insekten der sogenannten Musketairs, einer Art Vorhängen von grünem Flor oder Gaze; sie schlüpfen aber oft an irgend einer Stelle dieser Schutzwand hindurch, und plagen dann in dem engen abgeschlossenen Raum noch ärger; denn schon zwei dieser Insekten sind hinreichend, einem den Schlaf zu rauben. Ueberhaupt schützen diese Vorhänge nur des Nachts, wenn man im Bette liegt, nicht aber am Abend, wo die Muskitos sich schon gegen sieben Uhr, besonders nach einem Regen, einzufinden pflegen; auch bei sehr trockenem heissem Wetter wird man von ihnen gequält.

Ratten und Mäuse habe ich nirgends so viel gesehen, als hier; erstere haben die Größe junger Hunde und jagen selbst den Rägen Furcht ein. Sie machen des Nachts einen höllischen Lärm, besonders in den Zimmern des Erdgeschosses, indem sie sich auf den hohlen Fußböden herumheissen und hin und her springen.

Baratten, eine Art Käfer, noch einmal so groß, wie unsere Maikäfer, tödren gleichfalls den Schlaf, besonders nach einem Regen, indem sie dann in Menge um einen herumschwärmen und ein Geräusch mit ihren Flügeln, gleich dem der Fledermause, machen. Man trifft sie in großer Menge in denjenigen Häusern an, deren Dächer nicht gut versiegelt sind, und wo die Zimmer, statt einer hölzernen Decke, einen blos übertünchten Leinwandnen Überzug haben, der der Zerstörung in kurzer Zeit ausgesetzt ist.

Eine Art kleiner Födhe, Bißche genannt, ist hier gleichfalls eine Plage. Dieses Insekt setzt sich gewöhnlich zwischen den Nagel und das Fleisch der Zehen, welches einen solchen Schmerz verursacht, als wenn man sich einen Splitter eingestochen hat. Die Deger wissen ihn sehr geschickt mit einer Stecknadel herauszuheben, worauf der Schmerz sogleich nachläßt. Geschieht dieses nicht bald, so legt das Insekt seine Eier hinein, der Schmerz wird dann fast unerträglich und es entstehen dieselben Zufälle, als bei einem Splitter, der aus der Haut herauschwärmt.

Außer diesen hier angeführten Insekten und Thieren giebt es noch eine große Anzahl anderes Ungeziefer, womit man in dieser Residenz gequält wird, so daß man hier stets gerüstet sein muß, um die mancherlei Unfälle abzuschlagen.

Hunde giebt es in Rio de Janeiro in großer Anzahl; fast ein jedes Haus hat wenigstens einen; wahrscheinlich wegen der Diebstähle, die hier häufig

begangen werden. Sie sind von mittlerer Größe, jedoch eher groß als klein und haben das Ansehen der Hühnerhunde. Sonderbar genug, daß man hier bei der großen Hitze nichts vom Tollwerden der Hunde hört, welches beweiset, daß die Hitze diese Krankheit nicht allein hervorbringt und daß man sie in ganz andern Ursachen suchen muß. Viele dieser Hunde treiben sich am Tage auf den Straßen umher. In Cathedre sah ich einen Wagen über einen Hund fahren, der auf dem Fahrwegs im Sande lag und schlief; ich bezeugte hierüber meine Verwunderung den Vorübergehenden; man bedeutete mich aber, daß dies hier kein seltenes Schauspiel sei und die Hunde in der größten Hitze sehr oft schlafend überfahren würden. Man kann sich daher leicht eine Idee von der hier herrschenden Hitze und von der Aspannung, die sie hervorbringt, machen, da sie selbst auf die Thiere eine so große Wirkung äußert.

Wenn die Insekten eine Plage dieses Landes sind, so sind es einige Krankheiten nicht minder. So kommt jeder Fremde, wenn er den Boden von Rio de Janeiro betritt, eine Art Ausschlag, gleich der Krätze, nur daß das Zucken dieser kleinen Bläschen auf den Händen nicht so arg ist. Ich habe ihn nur einige Tage gehabt; er verging von selbst. Die galanten Krankheiten sind hier sehr ausgebreitet und wegen der großen Hitze nicht ohne Gefahr. Die ausgetretenen starken Brüche, in der Größe eines kleinen Hutmuffs, welche man sowohl bei den Portugiesen als Brasilianern erblickt, sezen in Erstaunen!

Zum Glück soll diese Krankheit seit einiger Zeit etwas nachgelassen haben. Eine andere nicht minder garsige Krankheit, sind dicke Beine gleich den Butterfassern; man sieht hier mehrere Individuen mit ders gleichen Beinen auf den Straßen umherwandeln; eben so mit Brüchen, welches auf jeden Gefühlvoollen einen höchst widrigen Eindruck macht. —

---

### XIII.

Demoiselle Jolie — Wohnung derselben — Empfang — Harfenspiel — Beifallszeugung der Fidalgos — Nadermann's Schülerin — Thee — Spaziergang — Abbé Bandéra — Galanterie eines jungen Fidalgos — Neolsharfe. —

Es ist freilich überall schwer, ein sogenanntes Glück zu machen, am allerwenigsten aber in Rio de Janeiro, wo sich Alles gegen den Ausländer oder Fremden vereinigt, und noch mehr, wenn er sich nicht zur herrschenden Religion, nämlich der katholischen, bekennt. — Nur wenigen Personen ist es gelückt hier Aufsehen zu erregen, und dabei im Stilsen oder vielmehr unbemerkt ihren Beutel zu füllen. Einer gewissen Harfenistin, Demoiselle Jolie aus Paris, ist dies mit ihrem Instrumente geglückt. — Sie ist bis jetzt die Einzige, welche hier Unterricht auf der Harfe ertheilt, sich hier gleichsam selbst na-

tionalisiert und in eine solche Kunst zu segen gewußt hat, daß sie nicht nur zu den ersten portugiesischen und brasilianischen Häusern Zutritt hat, sondern auch von Allen sehr geschmeichelt wird.

Wo Demoiselle Jolie Unterricht ertheilt, wird sie in Equipage abgeholt und auch nach dem Unterrichte wieder nach Hause oder zu andern Unterrichtsstellen gefahren.

Sie nimmt Besuche en grand genre an. Um so viel als möglich die Gesellschaften oder vielmehr das gesellschaftliche Leben in Rio de Janeiro kennen zu lernen, so ließ ich mich auch bei der so sehr gefeierten Harfenspielerin einführen, indem ich zugleich bei diesem Besuche die Absicht hatte, einen von Hamburg aus mitgereisten jungen Klavierspieler, der hier sein Glück mit dem Unterrichtgeben auf dem Fortepiano zu machen hoffte, derselben bei ihrer ausgebreiteten Bekanntheit zu empfehlen.

Wir gelangten, ich und ein Franzose, der mich der Demoiselle vorstellen wollte, an ein kleines Haus, wo uns nach dem Händeklatschen dortiger Sitte, eine alte siebzigjährige Negerin, mit einem abschreckenden Gesichte, die Thür des Hauses öffnete. Sie führte uns eine dunkle Treppe hinauf zu einem kleinen Zimmers, mit einer schrägen Decke, wie bei uns die Dachstuben in den Gebäuden nach altem Styl. Hier saß Demoiselle Jolie auf einem hölzernen mit Stroh geflochtenen Sopha, eine Hütsche unter den Füßen; neben derselben saß ein alter brasilianischer Geistlicher. Zu beiden Seiten des Sofas standen vier

Stühle in einer Reihe. Sie empfing mich sehr artig und mit einem Schwung von Worten, die, bei dem kreischenden Tone in dem kleinen Zimmer, eine sonderbare Wirkung auf mich machten. Als ich nach der erwiederten Höflichkeitbezeugung, mit meiner Bitte wegen des jungen Klavierspielers hervorückte, so antwortete sie mir sogleich, daß es ihre Verhältnisse hier nicht erlaubten einen Deutschen zu empfehlen; wenn es aber ein Portugiese gewesen wäre, würde sie mit Vergnügen Alles dazu beigetragen haben, ihn in den angesehensten Häusern der Residenz zu empfehlen. Bei diesen Worten, die mich als Deutschen selbst verwundend trafen, blickte ich der Demoiselle Jolie in dem dunkeln Zimmer erst etwas tiefer ins Gesicht und erschrak vor der häßlichen, grämlichen in ein modernes Gewand gehüllten Gestalt — Jolie genannt, die nur die Veredeltheit und das Talent des Harfenspielens erträglich machen konnte.

Es fanden sich bald mehrere Fremden bei ihr ein, von denen sie gebeten ward einige Variationen auf der Pedalharfe zu spielen. Sie gab den Bitten Gehör und spielte mit vieler Fertigkeit, riß aber das bei an den starken Saiten, wie ein Matrose auf dem Schiffe an den Tauen, so daß sie keinen schönen Ton sondern nur ein dumpfes Geklirr von sich gaben. Die portugiesischen und brasiliantischen Fidalgos, welche gegenwärtig waren, schrien voller Begeisterung: multo bonite! multo bonite! Ich, um bei dieser Beifallsbezeugung nicht zurückzubleiben, nickte

einigemal mit dem Kopfe. Demoiselle Jolie versicherte mir, daß sie eine Schülerin des berühmten Naddermann aus Paris sei, den ich persönlich durch den verstorbenen Kapellmeister Dussec in Paris kennen lernte, allein dies schien mir nach meinen geringen musikalischen Kenntnissen und meiner Beurtheilungsfähigkeit nicht der Fall zu sein.

Als der Kapellmeister Dussec Privat-Sekretair bei dem Herzoge von Genevenet war, bat er mich bei meiner Anwesenheit in Paris im Jahre 1810 an einem Nachmittage zu sich. Ich erschien und Dussec stellte mich seinem Freunde, dem Harfenspieler Naddermann, vor. Nach einer kurzen Unterhaltung spielte Herr Naddermann das bekannte schwere Konzert von Dussec fürs Fortepiano aus g Mol auf der Harfe mit solcher Präcision und Fertigkeit, daß ich erstaunte, und so spielte derselbe alle schwere Konzerte Dussec's auf der Harfe; wenn daher Demoiselle Jolie eine Schülerin dieses berühmten Virtuosen ist, so macht sie ihm wahrlich wenig Ehre.

Sie hat mich auf den folgenden Abend zum Thee, welche Einladung ich von einer solchen gesetzten Person nicht ablehnen durfte, wenn ich hier bei den gebildeten Portugiesen und Brasilianern nicht als ein homme sans monde oder un Allemand sans politesse erscheinen wollte; eigentlich war ich aber froh, nach dieser ersten Präsentation, Demoiselle Jolie mit ihrem Geschrei, den vielen Verehrern und der Dachstube, in welcher eine unerträgliche Hitze herrschte, in dem Rücken zu haben.

Am folgenden Abend erschien ich, der Einladung gemäß, zum Thee. Nach demselben wurde ein Spaziergang nach dem öffentlichen Garten, auf der Terrasse am Hafen, unternommen. Ein portugiesischer junger Fidalgo führte Demoiselle Jolie, auf der andern Seite ging der brasilianische Abbé Bandéra und neben diesem schlenderte ich einher. Diese Herrn sprachen mit mir kein Wort und so blieb auch ich stumm. Endlich unterbrach Demoiselle Jolie das Schweigen und sagte den beiden Herrn, daß ich der Schwager des Herrn Pinheiro de Ferreira sei, worauf sich der Abbé Bandéra sogleich mit mir in ein Gespräch einließ. Er sprach sehr gut französisch, zeigte viele Kenntnisse und Belesenheit und mischte in die Unterhaltung einige witzige Bemerkungen. Er ist ein geborner Brasilianer und ist nie außerhalb seines Vaterlandes gewesen.

Als wir auf der Terrasse am Hafen ankamen, besprügte der junge Fidalgo seine Führerin mit Wasser; ob dies nun eine Art von Galanterie in diesem Lande sein soll, oder ob es aus Scherz oder einer Art Vertraulichkeit geschah, weiß ich nicht, so viel hörte ich aber, daß die Harfenistin schrie: *Mon Dieu! Mon Dieu! Que faites vous; vous me pouvez faire du mal.* — Der junge Fidalgo neigte sich hierauf, machte eine witzig sein sollende Replik und der Spaß war beendet. Wir schlenderten einige Male auf der Terrasse auf und ab und gingen dann gegen neun Uhr nach Hause. Herr Bandéra begleitete mich nach

meiner Wohnung und der junge Sidalgo führte Demoiselle Jolie nach Hause.

Nach der eigenen mir gemachten Neuherung der Demoiselle Jolie, gedenkt sie nur noch einige Jahre in Rio de Janeiro zu bleiben, um den reichhaltigen Zoll ihrer Geschicklichkeit einzustreichen und dann den Gunstbezeugungen der Portugiesen und Brasilianer den Rücken zu kehren. —

Bei dieser Harfenistin muß ich auch einer sogenannten Aeolsharfe, einem Karren mit vier Ochsen bespannt, erwähnen, der diesen artigen Namen dem wißigen Einfall eines Diplomatikers verdankt. Es sind nämlich Karren, die von vier Ochsen gezogen werden, welche nicht am Kopf sondern am Halse zusammengejocht sind. Die Ochsen ziehen aber wie bei uns mit dem Kopfe, nur ist das Joch anders. Rings um das Wagengestell sind spitzig zulaufende Pfosten angebracht, damit das Aufgeladene nicht herabfallen kann. Die Räder dieser Karren sind nicht mit Eisen beschlagen und werden nie geschmiert; daher entsteht durch die Reibung des durch die Hitze ausgetrockneten Holzes und von dem Druck der Last des Karren ein Kreische, daß es in der Nähe kaum zum Aushalten ist und einem das Trommelfell zerspringen möchte. Im Anfange glaubte ich in einiger Entfernung das Horn eines Kuhhirten zu hören. Je näher aber der Karren heran kam, je kreischender wurde der Ton und je mehr verschwand meine Vermuthung.

In den Umgebungen von Rio de Janeiro giebt es

vielen dergleichen Karren; da nun die Wege in den Felsenklüsten sc. sehr schmal sind, so soll dieses Knarren der Räder dazu dienen, daß sich die Fuhrleute schon in der Entfernung hören und zur rechten Zeit einander ausweichen können. Wenn sich zwei Personen neben einem solchen musikalischen Karren unterhalten, so müssen sie aus allen Kräften schreien, um sich zu verständigen, und dennoch ist es oft nicht möglich.

In der Entfernung von ungefähr einer Viertelmeile, hört sich dieser kreischende Ton, besonders wenn man sich auf einer Anhöhe oder sonst einer erhabenen Stelle befindet, eben nicht übel an; er verliert dann das Widrige und Rauhe, welches einen in der Nähe fast zur Verzweiflung bringen möchte, und nähert sich demjenigen einer Aeolsharfe.

Wie sehr dieses Geckesche auch einem weniger musikalischen Ohre auffällt, wird aus Folgendem hervorgehen. Als ich in Catheda wohnte, fuhr ein solcher Karren vor einer Wende vorüber, in der zwölf englische Matrosen saßen und zechten, sie stürzten sogleich sämtlich, den Ton der Karre nachahmend, heraus, warfen ihre Hüte nach derselben und verfolgten sie noch eine gute Strecke Weges.

## XIV.

Polizen — Kapitaes do matto — Busch-  
neger — Grausamkeiten der Neger beim  
Erwischen eines Reisenden &c. — Strafe  
der entlaufenen Sklaven — Polizey-  
Ordnung — Zahl der Einwohner —  
Namen der Straßen — Hausnummern —  
Nächtliche Beleuchtung — Todte Hunde  
und Maulthiere — Wasserleitungen —  
Feuer — Gefängnisse — Todte und  
Sterbende. —

Die Polizen-Anstalten in Rio de Janeiro  
haben manches Gute. Die Polizen selbst ist auf  
einen militärischen Fuß, nach Art der preuß. Gens-  
d'armerie, eingerichtet und besteht aus ungefähr tau-  
send Mann. Ihre Uniform ist dunkelblau mit kreis-  
ten gelben Litzen. Die Offiziere haben goldene Litzen.  
Sie sind mit einer Flinten und einem Säbel bewaff-  
net und beziehen mit dem noch in der Stadt befind-  
lichen Militär die Wachen. Eine Polizenwache be-  
steht aus einem Unteroffizier und zwölf Mann. Auch  
in den Umgebungen der Stadt hat diese Polizen  
mehrere Wachhäuser. Sie machen häufig Patroui-  
len von drei bis vier Mann durch die Stadt und in  
der Umgegend. Mein Aufenthalt in Rio de Janeiro  
war nur von zu kurzer Dauer, um mich näher nach  
dem ganzen Umfange ihres Wirkens zu erkundigen;

Ihre schöne Uniform, in der sie täglich sehr reinlich erscheinen, und ihr häufiges Patrouilliren erregten besonders meine Aufmerksamkeit.

Zu diesem Polizen-Korps gehören auch die schon oben S. 78 erwähnten Capitaes do matto (Wald-Kapitäns), welche aber einen ganz besondern Zweig bilden. Es sind freie Neger und Mulatten, welche unter einem Befehlshaber stehen, aber keinen Sold sondern nur etwas Gewisses für jeden entlaufenen und lebendig wieder eingelieferten Neger bekommen, das der Herr des Entlaufenen ihnen bezahlen muß; denn ehe dies nicht geschieht, wird ihm der Sklave aus dem öffentlichen Gefängnisse nicht ausgeliefert.

Diese Capitaes do matto haben, wie mir gesagt wurde, einen schlimmen Stand und vollauf zu thun, um die Entlaufenen, welche Buschneger genannt werden, wieder einzuliefern, und ungeachtet aller Aufmerksamkeit sollen sich dennoch in ihrem Rücken ganze Räuberbanden bilden, welche die Wege im Innern gefährlich machen. Die Capitaes do matto sind bewaffnet, gebrauchen aber die Waffen nur dann, wenn sie Widerstand finden. Den Negern, welche bei einem Scharmügel mit diesen Polizen-Offizianten gefallen sind, werden die Köpfe abgeschlagen und dem Gericht übergeben, welches sie zur Warnung auf Stangen an den Ecken der Hauptstrafen aufstellen läßt.

Nach Eschwege \*) sollen diese Buschneger alle

---

\*) Journal von Brasilien 18 Heft, S. 100.

nur mögliche Grausamkeiten ausüben, wenn sie einen einzelnen Reisenden, besonders aber einen Buschjäger erwischen können; dagegen sind sie so feig, daß ihrer Funzig oft drei bis vier Reisende nicht anzugreifen wagen. Das Geringste und Gewöhnlichste, was ein solcher Unglücklicher, der in ihre Hände fällt, aussustehen hat, ist, daß ihm ein dickes Holz, gleich einem Gebiß oder Baum in den Mund gegeben und mit einem Seile so fest hinten am Kopfe zusammenggebunden wird, daß oft der Mund zu beiden Seiten aufreißt. Die Hände werden ihm dann auf dem Rücken an einen Baum fest gebunden und so verlassen sie ihn, bis der Zufall jemanden herbeiführt, der ihn erlöst. Viele werden auch von ihnen castrirt, andere mit der größten Grausamkeit getötet. Bei Villa Rica sollen besonders große Räuberbanden sein, die dort viel Unheil stiften, weil die Polizen daselbst nicht in dem besten Zustande ist.

Die entlaufenen Sklaven erhalten Eisen mit Ketten an den Füßen, einen eisernen Ring um den Hals, woran sich ein langes Stück Eisen befindet, welches über dem Kopf zur Warnung anderer hervorragt.

Die Polizei-Ordnung in der Stadt ist in vieler Hinsicht musterhaft, obgleich die Stadt mit den Vorstädten eins nicht geringe Ausdehnung hat; man kann sich leicht einen Begriff von der Größe derselben nach der Volksmenge machen, welche, mit Einschluß der Reger, deren Anzahl sehr bedeutend ist, wie schon oben angegeben worden, über 100,000 Seelen geschägt wird. Die Strafen sind wie bei uns mit Blechen

Blechen an den Ecken versehen, worauf ihr Name mit schwarzer Schrift steht. So giebt es denn das selbst eine Rua da Fidalgo, eine Rua dos Invalidos, eine Rua de St. Pedro, eine Rua da Candelaria, eine Rua da Misericordia, eine Rua da Gloria, eine Rua do Rosario ic. Die Häuser sind mit Nummern versehen und die nöthliche Beleuchtung durch Laternen ist in einigen Straßen sehr gut. Die Straßen sind ziemlich reinlich, nur bisweilen findet man tode Hunde auf denselben liegen, welche, ehe sie von der großen Hölle zerstört werden, einen entsetzlichen Geruch von sich geben; so auch tode Maulthiere am Ufer des Gees, nicht fern von der Gloria und von Cathede. Man kann daher wegen des Gestanks oft mehrere Tage die Uferseite nicht besuchen.

Das Wasser zum Gebrauch der Stadt, fließt von den Hügeln durch Wasserleitungen und wird, wie schon oben, Seite 24, angeführt worden, zu verschiedenen schönen Springbrunnen auf den öffentlichen Plätzen geleitet. Da nun sehr viele Leute von diesen Brunnenen entfernt wohnen, so müssen sie sich immer Personen zum Wasserholen halten. Viele Menschen aus der niedern Volksklasse leben von dem Verkauf des Wassers, welches sie in großen, hübsch gesformten Krügen, worin es kühl bleibt, herumtragen. Bei diesen Brunnen ist in der trocknen Jahreszeit häufig ein solches Gedränge, daß die Wasserträger oft Stundenlang warten müssen, ehe sie ihre Gefäße füllen können. Das Wasser schmeckt sehr gut und wenn es

gehörig aufbewahrt wird, bleibt es auch kühl und angenehm. Bei dem würdigen Obersten und Ingenieur, Brigadier Herrn v. Causa habe ich dieses Wasser, vorher durch einen Tropfstein gesäuert, getrunken, es war sehr kühl und schmeckte vortrefflich.

Feuer entsteht hier sehr selten, und wenn irgendwo in einem Hause eine Feuersbrunst ausbricht, so ist sie von keiner Gefahr, weil das Bauholz zu den Balken, Thüren, Treppen ic. so fest und hart wie Stein ist und fast gar nicht brennt; daher geht man im Ganzen hier auch sehr sorglos mit dem Feuer um. In Cathede, wo ich wohnte, ist der Gebrauch, daß wenn man schnell Feuer haben will, der Neger dasselbe von einem Nachbar oder aus einer Wende holt; er läuft dann mit einem Feuerbrande, wie ein halber Arm lang, über die Straße und geht mit dem rauchenden und sinkenden Brände durch das Wohnzimmer nach der Küche ic.

Die Gefängnisse sollen hier abscheulich und höchst ungesund sein, welches auch leicht zu glauben ist, weil sie größtentheils nur mit Sklaven angefüllt sind, über deren Gesundheit, Wohl und Weh die Polizey eben nicht sehr zu wachen scheint.

Die Todten werden hier in einer Art Sarg, offen, ohne Bedeckung, zur Ruhestätte getragen. Wenn hier ein Kranker in den letzten Zügen liegt und das Abendmahl erhält, so stehen vor der Thür eine Renge Portugiesen und farbiger Personen und singen; schreien aber dabei so gewaltig, daß wenn

der **Kranke** noch nicht gestorben ist, er gewiß von diesem Lärm sterben muß. —

---

## XV.

**Spiel** — **Pharobank** — **Fortbringung** der **Kranken** — **Theater** — **Prozessionen** — **Handel** — **Luchhandlungen** — **Buchdruckerei** — **Zeitung** — **Abgaben** der **Schiffe** — **Schleichhandel** — **Fabriken** und **Manufakturen**. —

Ich hörte von einigen Portugiesen, daß in Rio de Janeiro neben dem Theater auf einem Kaffeeehause heimlich eine **Pharobank** gehalten würde, an der man sich aber sehr in Acht nehmen müßte zu spielen, weil die Herrn sich dabei seiner Kunstgriffe und Betrügereien bedienten; auch sei es eben nicht anständig dahin zu gehen. Auch in einigen anständigen Gesellschaften geschehe derselbe Unfug beim Whistspiel; also auch hier, wie in allen großen Städten Europas. Dieses im Finstern schleichende Uebel wird nicht eher ausgerottet werden, als bis ernsthaftere Maßregeln von Seiten der Regierungen ergriffen werden, und jeder falsche Spieler, ohne Unterschied und Unsehen der Person, streng bestraft wird. Viele Familien sind durch das Spiel unglücklich geworden und an den Bettelstab gerathen. Mancher hoffnungs-

112083A

voller, mit den besten Grundsätzen begabter Jüngling, ist durch eine bei ihm angefachte Leidenschaft für's Spiel, in dem Strudel desselben untergegangen; denn diejenigen Verbrecher, die bei ihm diese Leidenschaft anfachten, um ihn zu plündern, suchen ihn dann aus einer Art von Mitleid in ihre Schlinge zu ziehen und weihen ihn in die Kunstgriffe der falschen Spieler ein, wodurch er nun ein Verbrecher und zuletzt mit den schrecklichsten Gewissensbissen gefoltert wird. —

Eine sehr zweckmäßige Einrichtung fand ich in Rio de Janeiro, Kränke fortzubringen, welche man selbst in manchen großen Städten Europas nicht zu kennen scheint. Man bedient sich nämlich hier zu diesem Zwecke der Hängematten, die oben mit einer Schnur zusammengezogen werden können, so daß man den Kranken nicht sehen kann. Zwei Menschen tragen nun den Kranken in dieser Matte an einer starken runden hölzernen Stange, wie man bei uns die Kronleuchter zu tragen pflegt, auf den Schultern. Jeder, durch Bein- oder Armbruch Verunglückte oder sonst körperlich Verschmetterte, kann hierin, ohne Erschütterungen und Stoße zu leiden, sehr sanft getragen werden.

In Hamburg hat man zu diesem Zwecke auf allen Wachen Rörbe, worin eine Matratze und ein Kopfkissen liegen, allein obgleich dieses von großem Nutzen ist, so ist es immer zu auffallend und daher den Kranken störend, welches ich selbst erfahren habe, als ich im vorigen Jahre in Hamburg mit meinem

zerbrochenen Fuß aus einer Wohnung in die andere in einem dergleichen Körbe getragen wurde. Es geschah des Abends nach neun Uhr, im Monat Mai, und dennoch folgten aus Neugierde mehr denn zweihundert Menschen.

Das Theater wird um sieben Uhr geöffnet, die Vorstellungen beginnen aber erst gegen acht Uhr. Eine halbe Stunde vor dem Anfang wird das Ganze erleuchtet, so lange sitzt man im Dunkeln. Ob nun dieses der Hölle wegen geschieht, damit die Lichter nicht zu früh abschmelzen, oder aus Dekonominie, kann ich nicht sagen. Während der Vorstellungen geht es, außer den lauten Beifallsbezeugungen, so ziemlich ruhig zu. Fällt ein Betrunkener von der Bank, wie dies bei meiner Anwesenheit zu verschiedenen Malen auf den ersten Plätzen geschah, und wälzt sich darunter, so bleibt er während des Spiels ganz ruhig liegen; denn Niemand achtet darauf oder bekümmert sich um ihn.

Die Prozessionen, die hier, wie in andern katholischen Ländern, sehr oft statt haben, waren mir nicht neu und so jedem Fremden, der sie gewiß unzählige Male in den katholischen Städten Deutschlands gesehen haben wird; nur mit dem Unterschiede, daß hier die weißen mit den farbigen Personen bei einem solchen feierlichen Aufzuge einen sonderbaren Kontrast bilden. Wenn der Geistliche mit dem Venerabile kommt, muß sich Alles niederwerfen und wenn es in den dicksten Roth wäre; ich wollte es keinem ratzen, von welcher Religion er auch sei, siehen zu

bleiben; er würde gewiß von dem Pöbel, der hier, wie überall ist, auf das grausamste gemisshandelt werden. —

Der Groß- und Kleinhandel ist hier sehr lebhaft, ersterer besonders mit England. Die Ausfuhr-Artikel bestehen in Baumwolle, Kaffee, Zucker, Häutzen, Talg, Pferdehaaren, Fodern, Reis, Tabak, Indigo, verschiedenen Farbehölzern, einigen Apothekerwaaren, Gold und Edelsteinen ic., die beiden letzteren Artikel sind jetzt nicht mehr sehr ergiebig; dagegen werden eingeführt: Eisen, Stahl, kupferne Gerdthäfchen, Mehl, Salz, besonders vom Cap verd, Stoffe von gemeiner Wolle, Fayence, Glasswaaren, Pulver, Hüte, Stiefeln und Schuhe und allerhand Quinquailerie und Modewaaren; man kann daher hier die schönsten englischen und französischen Waaren, ja oft wohlfeiler, wie in Berlin haben, weil Rio de Janeiro mit allen nur möglichen Waaren aus Frankreich und England versehen, ja überhaupt wird. Ein Paar fertige sehr gut gemachte englische Schuhe kosten neun Patatas (4½ Thlr. preuß.), französische dagegen nur vier bis fünf Patatas (2 bis 2½ Thlr. preuß.); Stiefeln sind hier sehr theuer.

Tuchhandlungen giebt es hier eine große Anzahl, besonders in den kleinen Straßen, wo fast in jedem Hause ein brillanter mit feinen Tüchern ausgeschmückter Laden sich befindet; so auch Läden mit Baumwollens-, Seidens und andern Waaren.

Kupferstichhändler giebt es hier auch;

Buchhändler und Bücherhändler habe ich aber hier nicht gesehen, auch ist nur eine einzige Buchdruckerei in Rio de Janeiro, und zwar für Königl. Rechnung; man wird sich daher leicht einen Begriff von dem Bücherverkehr und von dem Presßzwange machen können. Die Hauptbeschäftigung dieser Druckerei besteht in dem Druck einer Zeitung in portugiesischer Sprache, welche zwei oder dreimal wöchentlich erscheint und worin Artikel aus der Morning Chronicle und aus französischen Zeitungen, gehörig beschnitten, aufgenommen werden. Ich habe den Inhalt dieser Zeitung, beim langsamem Ueberlesen, sehr gut verstehen können, so leicht ist die portugiesische Sprache, wenn man nur etwas Französisch und Latein versteht.

Jedes ankommende fremde Schiff muß für die mitgebrachten fremden Waaren, nach einer Taxe, ohne Unterschied, fünfundzwanzig Prozent Zoll geben; englische Schiffe geben für ihre Ladungen nur funfzehn Prozent. Für jedes Kauffahrteischiff müssen, so lange es im Hafen von Rio de Janeiro vor Anker liegt, jeden Tag tausend Rees, ungefähr 1½ Thlr. preuß., Abgaben entrichtet werden. Zu Bahia, nach der Versicherung meines Schiffskapitäns, am Tage der Ankunft vier tausend Rees (sechs Thlr. preuß.) und eben so viel bei der Abfahrt. Die übrigen Tage, wo es vor Anker liegt, werden jeden Tag zwei tausend Rees gezahlt.

Der Schleichhandel wird hier sehr streng bestraft, dessen ungeachtet soll es hier eine große

Renge Schleichhändler geben, ja sogar angesessene Personen sollen sich mit diesem verbotenen Zweige des Betriebes abgeben und dadurch ein sehr gemächliches Leben führen. —

Die Fabriken und Manufakturen sind hier noch größtentheils in der Kindheit. — Eine Spielkarten-Fabrik giebt es hier auch, welche erst für Königl. Rechnung betrieben wurde, jetzt aber an einen Privat-Unternehmer verpachtet worden.

Chokoladen-Fabriken giebt es hier mehrere; der Preis dieses Fabrikats ist nicht hoch.

---

## XVI.

Doktor Ritter aus Berlin, als Marchand ambulant — Untreue seiner Gattin — Haussiren mit dem Porzellan — Anstellung als Arzt der Schweizer-Kolonie — Ernennung zum Leib-Arzt in St. Cruz — Eheliche Verhältnisse. —

Unter den Kleinkrämern und Haussiren war mir ein Landsmann, der Doktor Ritter aus Berlin, als Marchand ambulant merkwürdig, und besonders schon darum, weil ich erst seine Bekanntschaft in Rio de Janeiro im Hause meines Schwagers machen mußte, der ihn mit seinem ältesten Sohne Julius zu Tische geladen hatte. Er klagte mir und meiner Tochter

unter einem Thränenstrome sogleich seine Leiden und Unglücksfälle. Außer seiner bekannten langwierigen und unglücklichen Hinreise, war ihm noch unter Wegeß seine Frau von einem von Berlin aus mitgesreisten Goldschmidt verführt und ungetreu geworden. Sie war in Pernambuco mit ihrem Eicisbeo und den drei übrigen Kindern zurückgeblieben und hatte ihren trostlosen Gatten in wenigen Worten benachrichtigt, daß sie mit dem Herrn Lehr, dem Goldarbeiter, zu leben und zu sterben gesonnen sei. Ich tröstete den armen Mann so gut als ich's nur konnte. Bei Tische, worauf einige gute europäische Gerichte dampften und der Wein in den Gläsern blinkte, verwandelte sich das thränenvolle Gesicht des Herrn Doktors in ein helteres und freundliches; die Frau, der Goldarbeiter und die Kinder waren vergessen, und sein mitgebrachtes Porzellan trat jetzt an die Stelle und füllte die Unterhaltung bei Tische aus. Er sprach nur von den hohen Preisen, zu welchen er das Porzellan abzusezen gedachte &c.

Als ich in Cathedre wohnte, sah ich den Herrn Ritter als Marchand ambulant sehr oft vor meinem Hause vorübereilen, einen Neger hinter sich, der auf dem Kopfe ein großes Brett mit Porzellan trug. Er selbst war ganz schwarz angezogen, ein escarpin, mit einem großen französischen Chapeau à claque, mit der preußischen Nationalkordette geziert, unter dem Arm, und im Knopfloche des Fracks hing eine große silberne Medaille. Man denke sich nun diesen stattlich gekleideten Arzt beinahe von Haus zu

Haus in Rio de Janeiro gehen und sein Porzellan anbieten! Er besuchte mit seinem Porzellan ohne Unterlaß die vornehmsten Bewohner in Cathede, als: den englischen Konsul Chamberling, die Gräfin Linar, Wittwe eines portugiesischen Staatsministers und Schwester des ehemaligen französischen Gesandten, Grafen St. Marsan zu Berlin, den Grafen Biana, Admiral der portugiesischen Flotte; die Wittwe des verstorbenen portugiesischen Gouverneurs zu Bahia, Gräfin La Ponte sc.; Letztere, eine muntere und angenehme Frau, welche Nehnlichkeit mit der Madame Schröd in Berlin hat, versicherte mir lachend, daß sie gar nicht gewußt, was sie aus dem Herrn Ritter, indem er ihr dringend sein Porzellan angeboten, hätte machen sollen. —

Zu einer andern Zeit erschien Herr Ritter gegen Mittag in der größten Sonnenhöhe mit seinem mit Porzellans bepackten Reger bei dem russischen General-Konsul und Weltumsegler Herrn v. Langsdorff, wo ich mich gerade auch befand. Ganz von der Höhe erschöpft zeigte er sogleich sein Porzellan der Frau des Hauses und einer ihrer Freundinnen, einer Madame Marks, vor; letztere suchte sich einige Tassen unter dem altmodischen und ausgesuchten Porzellan aus, während welcher Zeit der Herr Doktor Ritter seinen Frack in Gegenware aller abzog, und seinen breiten, durch die Höhe ganz mit Schweiß bedeckten Rücken der Gesellschaft sehen ließ. Als die niedliche kleine Portugiesin, Mad. Marks, dieses komische Schauspiel, welches die schmugig

graue Leinwand der Weste noch erhöhte, sah, rief sie aus: Mon Dieu! Mon Dieu! je ne peux plus choisir! si! si! und eilte mit der Wirthin, der Frau von Langsdorf, in ein anderes Zimmer. Obgleich ich bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro nicht sehr zum Lachen aufgelegt war, so ward ich in diesem Augenblick doch durch diese Szene dazu gebracht, wie auch Herr von Langsdorf.

Durch den Tod des Arztes der angelkommenen Schweizer-Kolonie, erhielt Herr Doktor Ritter auf Verwendung des preußischen Gesandten Herrn Gräfen von Flemming diese Stelle, welche ihm sehr zu wünschen war, da er sonst als Arzt in Rio de Janeiro wohl wenig Glück gemacht haben würde, weil sich daselbst eine große Anzahl französischer, englischer und portugiesischer Aerzte befinden.

In einem Briefe, den er aus Canta Gallo, dem Ansiedlungsorte der Kolonie, an den Herrn von Langsdorf schrieb, beklagte er sich sehr über sein Schicksal und schien mit der Anstellung, als Arzt beim Hospitale der Kolonie, gar nicht zufrieden zu sein. Dieses geschah kurz vor meiner Abreise von Rio de Janeiro. Einige Monate nach meiner Ankunft in Berlin, sah ich daselbst ein Schreiben des Herrn Doktor Ritter, worin derselbe seinen Freunden und Bekannten angezeigt: daß er zum Leibarzt des Königs in St. Cruz ernannt worden sei. Ich begreife nicht gut, wie Herr Ritter diese Stelle beim Könige bekleiden kann, da er, außer seiner Muttersprache, keine andre fremde Sprache

kennt und hier die Leibärzte des Königs schon eine wichtige Rolle spielen und mit dem großen Haussorden geschmückt sind. Ein Empfehlungs-Schreiben des Herrn Geheimen Raths Hußland an die Kronprinzessin von Portugal, kann ihm allerdings von großem Nutzen gewesen sein, allein die Ernennung zum Leibarzt ziehe ich doch noch ein wenig in Zweifel, weil hier Religion, Sprachen und das savoir vivre mit ins Spiel kommen, womit, wenn ich nicht irre, der Herr Doktor Ritter noch zu kämpfen hat.

Santa Cruz ist ein kleines Städtchen, ungefähr zwölf Stunden von der Hauptstadt, worin der König ein Lustschloß hat, auf dem er sich jährlich ein Paar Monate aufzuhalten soll. Die Gegend ist das selbst sehr schön, und da eine Art von Landstraße von Rio de Janeiro nach Minas ic. hindurchführt, so fehlt es auch nicht an Leben und Verkehr, da täglich Transporte von Lebensmitteln aus dem Innern durch St. Cruz nach der Hauptstadt gehen.

Wegen der unglücklichen häuslichen Verhältnisse des Herrn Doktor Ritter muß ich hier noch anführen, daß ich von einigen Schiffskapitäns, die ihn genau zu kennen vorgaben, erfahren habe, daß dies eine gerechte Strafe des Himmels sei, weil Herr Ritter seine gegenwärtige Gattin einem andern früher in Berlin auf dieselbe Weise entrissen habe. Überhaupt scheint ein sonderbares Verhältniß zwischen diesen Eheleuten Statt zu finden; denn in einem Briefe der Frau Doktorin Ritter, den sie an ihre Mühme in Berlin geschrieben hat, giebt sie vor, ihren Mann auf das

Zärtlichste zu lieben und wünscht sehnlichst eine baldige Wiedervereinigung mit ihm; auch sind einige Stellen darin wirklich so anziehend und rührend, daß man gar nicht glauben kann, daß sie ihm ungetreu geworden ist, und doch lagte er mir diesen Vorfall unter einem Strohme von Thränen. —

Ich will hier nur eine Stelle aus dem Briefe der Frau Doktorin Ritter aus Pernambuco, vom 8. September 1819, anführen, welche beweist, daß den Herrn Doktor in Rio de Janeiro wohl nur die Eifersucht quält. Sie schreibt:

„Nach vier Wochen, als ich mich in der größten Verzweiflung befand, erhielt ich einen Brief von meinem Mann, worin er mir ankündigte, daß er glücklich in Pernambuco angelommen sei, mir aber noch kein Geld schicken könnte, weil es ihm trotz aller Mühe noch nicht möglich gewesen wäre, etwas aufzutreiben. Ungeachtet der Angst, von Allem entblößt zu sein, empfand ich dennoch eine lebhafte Freude, meinen Mann und mein Kind gesund zu wissen. Alle Reisegefährten machten jetzt nach Ankunft des Boten Ankalt abzureisen; auch Herr Lehr machte mit dem angelkommenen Führer meines Mannes einen Akkord wegen der Abreise. Denken Sie sich jetzt meine Lage, liebe Mühme! Ich weinte beständig! Mein Wirth, ein Kaufmann, gerührt durch meine Thränen, fragte mich, ob ich auch lieber reisen, als hier zurückbleiben wollte; ich bejahte es. Er sprach hierauf mit Herrn Lehr und sagte ihm, daß wenn er mich mit den Kindern mitzunehmen Willens sei,

er nicht nur drei Pferde geben, sondern auch das Geld dafür erst in Pernambuco gezahlt haben wollte. Herr Lehr ging es ein und verpflichtete sich, das Geld binnen einem Monate zu zahlen."

„Wir traten jetzt unsere Reise von Rio Grande nach Pernambuco an. Alles ging gut; denn die größte Regenzeit war vorüber; die Flüsse ließen allmählig ab, so daß wir beim Durchschwimmen der Pferde darauf sitzen bleiben konnten, allein der Weg war dennoch sehr beschwerlich, nicht nur wegen des Wassers, sondern auch wegen der hohen Berge, wos über kein Fußsteig fährt. Der Führer geht voran und die Reisenden folgen. Die Berge sind zum Theil vom Regen sehr ausgespült, so daß die Steige oft nur so breit sind, daß das Pferd kaum seinen Huf setzen kann. Nach achtzehn Tagen kamen wir, ungeachtet der häufigen Beschwerden und des oft einschlagenden Regenwetters, glücklich und gesund in Pernambuco an. Welche Freude! meinen Mann und meinen Sohn umarmen zu können; allein auch diese sollte ich nach so langen Leiden wieder nicht genießen; denn sie waren schon seit fünf Tagen von hier nach Rio de Janeiro abgereist ic.“

Ründlich hörte ich nun noch von den Unverswandten der Frau Doktorin Ritter und auch von andern Personen in Berlin, welche die Familie kennen, daß Madame Ritter noch kurz vor der Abreise nach Rio de Janeiro ihr ganzes Vermögen ihrem Gatten zum Ankauf des Porzellans ic. gegeben habe, woraus also, so wie aus dem Briefe, hervorgeht, daß sie es

unmöglich mit ihrem Mann schlecht meinen kann, und daß sie nur durch die Umstände gezwungen, da sie erst in Rio Grande und dann in Pernambuco jedesmal mit ihren drei kleinen Kindern von ihm ohne Mittel zurückgelassen wurde, sich an den von Berlin aus mitgereisten Herrn Lehr anschließen mußte. Auch haben ihre Anverwandte sie gern mit den Kindern in Berlin, wegen des ungewissen Geschickes dieser Reise, behalten wollen, allein nur die Liebe zu ihrem Mann hat sie bewogen, diese beschwerliche Reise in einem hochschwangeren Zustande zu unternehmen.

Man verzeihe mir übrigens diese kleine Abschweifung, sie betrifft einen Landsmann, dessen sonderbares Benehmen in Rio de Janeiro leicht einen Flocken auf die Bildung unserer Mitbürger werfen könnte. —

---

## XVII.

Hof — Schloß in St. Christoph — Lage — Aussicht — Gallerie — Kunststraße — Vergnügen des Königs — Charakterzug seiner Herzengüte — Meine Vorstellung bei dem Monarchen durch den preuß. Gesandten, Hrn. Grafen v. Flemming — Kniebeugung beim Begegnen des Königs oder eines Gliedes der Königl. Familie — Kronprinz Don Pedro. —

Der Hof lebt hier, den Umständen nach, ziemlich glänzend. Der König, nebst dem Kronprinzen und der Kronprinzessin und noch drei seiner Kinder, der Prinzessin Marie Therese, Witwe des Prinzen Peter Karl von Spanien, mit ihrem Sohne, einem Kinde von acht Jahren, dem Prinzen Don Michel von vierzehn Jahren, welcher stets am Bandwurm leidet, und der sehr schönen Prinzessin Isabelle, deren Gesicht, dem der betenden Nonne in dem Bardouschen Oelgemälde, welches auf der Berliner Kunstausstellung im Jahre 1804 so vieles Aufsehen erregte, gleich, bewohnen das Schloß in St. Christoph, anderthalb Stunden von Rio de Janeiro. Die Königin bewohnt dagegen mit zwei ihrer Töchter, der Prinzessin Michael Marie von achtzehn und der Prinzessin Josephine von funfzehn Jahren, das Schloß in der Stadt, auf dem Platze am

am Hafen. Noch eine bekannte Prinzessin, wenn ich nicht irre, mit Namen Isabelle, wohnt in der Stadt.

Das Schloß des Königs in St. Christoph gehörte ehemals einem reichen Kaufmann, von dem es der König, als er seinen Hofstaat von Lissabon nach Rio de Janeiro verlegte, kaufte. Es hat eine sehr angenehme, etwas hohe, Lage und eine ungemein reizende Aussicht auf die Stadt und den Hafen. Zu beiden Seiten sind hohe Felsenparthien und Thäler, die mit einer Menge Landhäuser besetzt sind.

Das Gebäude ist von keinem großen Umfange, hat nur ein Geschöß und vierzehn Fenster en fronte; gegenwärtig werden aber noch Seitenflügel angebaut um denselben mehr Ausdehnung zu geben. Ehe man zu dem Schloße gelangt, muß man einen großen Vorhof passiren. Eine runde Freitreppe, von ungefähr zwölf Stufen, mit einem eisernen, grün angestrichenen und mit Gold verzierten Geländer versehen, führt von beiden Seiten zu dem Eingange des Schlosses, durch welchen man sogleich in eine Gallerie tritt, die so lang, als die ganze Fronte des Schlosses ist, und ungefähr sechs Schritte Tiefe hat. In dieser kleinen, aber sehr netten Gallerie sind die vierzehn sehr breite Fenster der Vorderwand zum Heraufziehen; die Hinterwand ist mit schönen Originall-Delgemälden, welche verschiedene religiöse Szenen darstellen, geschmückt, und von mehreren Thüren durchbrochen, welche nach dem Innern des Schlosses führen. Neben dem Schloße ist ein Wacht-

haus, welches dreißig bis vierzig Mann, nebst einem Offizier begiehen, die den Wachdienst im Schloß versehen.

Der Weg von Rio de Janeiro nach St. Christoph ist sehr angenehm, eine sehr gute Kunststraße, auf beiden Seiten mit Landhäusern besetzt, führt das hin; auch passirt man eine gut angebaute Vorstadt, einer kleinen Herrenhuter Stadt ähnlich, welche Carmo bei heißt.

Dieses kleine, in einer romantischen Gegend gelegene Schloß, worauf der König im Schooße seiner Familie wohnt, hat viel Anziehendes, besonders wenn man dagegen die großen Paläste und Schlösser, in denen nicht das stille Glück der Häuslichkeit seinen Thron aufgeschlagen hat, in Europa betrachtet.

Der König leidet an einem schlimmen Fuß. Man sagte mir, daß mehrere Könige von Portugal an diesem Uebel gestorben wären.

Wenn der König spazieren fährt, was sehr oft geschieht, so sitzt er in einem offenen Wagen mit vier schönen isabellfarbenen Maulthieren bespannt, und grüßt die Vorübergehenden sehr freundlich. Mit ihm fährt gewöhnlich der kleine spanische Prinz von acht Jahren. Auch zu Fuße macht sich der König sehr viel Bewegung, wenn es nämlich sein Fuß erlaubt; dabei lebt er sehr direkt und trinkt fast gar keinen Wein. In seinen Gesichtszügen ist seine allgemein bekannte Herzengüte ausgedrückt. Folgender

Charakterzug von der Herzengüte dieses Monarchen wird hier nicht am unrechten Orte stehen.

Der Marquis de Lévé war bis zur Abreise seines Monarchen und der Königlichen Familie nach Brasilien, der Liebling desselben gewesen und genoss daher alle mit dem Vertrauen eines Monarchen verknüpften Gunstbezeugungen; allein ungeachtet dieser Gunstbezeugungen ging er aus Dankbarkeit im Jahre 1807 zu den Franzosen über und diente in der Armee des Marschalls Massena, Prinzen von Eßlingen, gegen sein Vaterland. Nachdem der Regentenstuhl in Lissabon sowohl seine als die Gegenwart anderer Großen des Reichs bei der feindlichen Armee bekannt wurde, so ward er nach den Landesgesetzen im Jahre 1811 zum Tode verurtheilt. Die ausgesprochene Sentenz wurde im Bilde vollzogen und die Güter, Ländereien und Besitzungen dieser Schuldigen wurden zum Besten der Krone konfisziert.

Der Marquis erzählt nun seine Begnadigungsgeschichte auf folgende Weise: \*)

Am 27. Juli 1817 kam ich nach der Residenz Rio de Janeiro. Ich landete unter dem Charakter eines französischen Offiziers, und reichte in der Wohnung der französischen Gesandtschaft alle Papiere ein, die mir bis zu diesem Augenblick nothwendig geschienen, um ohne bedeutende Hindernisse zu meinem Zwecke zu gelangen. — Ich nahm in einem öffent-

---

\*) Aus dem portugiesischen Originale wörtlich übersetzt.

lichen Wirthshause in der Straße Santo Antônio meinen Aufenthalt, und am 29. machte ich dem ersten Staatsminister meine Antwortung, und redete ihn mit folgenden wenigen Worten an:

„Ich bitte Ihr Excellenz, die Güte zu haben, Sr. Majestät kund zu thun, daß sich in hiesiger Residenz Agostinho Domingos Jozé de Mendonça \*) befindet, von Niemanden, als nur von seinen Verbrechen begleitet, und daß er fest und unveränderlich entschlossen sei, zu den Füßen seines Königs zu sterben.“

Der Minister versicherte mir, daß er sich in demselben Augenblick aufmachen wollte, um solches Ihr Majestät kund zu thun, worauf ich mich nach meiner Wohnung zurück begab. —

Am 30., um elf Uhr Morgens, kündigte mir die Polizey-Behörde an, wie der König beschlossen habe, daß ich nach der Festung Santa Cruz in Gewahrsam gebracht werden solle. Ich maßte mich sogleich auf, von einem Beamten begleitet, und kam den 31. um drei Uhr des Morgens an. — Ich bat den Beamten, denen, welche es beträfe, meine Umstände wissen zu lassen, die von der Beschaffenheit wären, mich wenigstens zu der Zahl der Gefangenen zu rechnen, welche Menschlichkeit zu unterstützen pflegte.

Hierauf begab sich der Beamte hinweg, welcher

---

\*) Der Familiennname des Marquis.

die edle Gesinnung gehabt, oben 'auf mein kleines  
Felleisen meine eigene Börse stecken zu lassen; ich  
ward darauf einem andern Beamten übergeben, der  
ein feiner, ungemein leutseliger, Mann war, und  
sehr oft das Quälende meiner Vorstellungen linderte,  
indem er sich bemühte, mir einen günstigern Auss-  
gang des zu erwartenden ungewissen Schicksals glau-  
ben zu machen.

Meine traurige Lage hatte einen so tiefen Eins-  
druck auf das edle Herz Sr. Königlichen Majestäts  
gemacht, daß Sie sich entschlossen, mich zu unters-  
tützen, wozu der bestimmteste Befehl gegeben wurde,  
und vom 3. August an, ward mir vom Königlichen  
Hause jede Art von Unterstützung gereicht. —

Am 11. wurde ich zum Erstenmale verhört, und,  
weit entfernt mich zu vertheidigen, oder nur ein  
Verlangen zu zeigen, mich zu rechtfertigen, gestand  
ich meine Verbrechen mit denjenigen Umständen,  
welche sie begleiteten. Meine Erklärung gab Ver-  
anlassung zu vielen, alle die Hauptache betreffenden  
Frägen. Nach einem Zeitraume von funfzehn Tagen  
ward das Verhör geschlossen, und ich erfuhr sodann:  
daß der König das gegen mich in Lissabon gefällte  
Urtheil neuerdings bestätigt habe. Nun hielt ich  
mein Los für entschieden, indessen gereuete es mich  
nicht, den Schritt, den ich so eben erzählt, gethan  
zu haben.

Mehrere Große des Reichs, meine Freunde und  
Verwandte, selbst Feinde eilten zu den Füßen des  
Monarchen, ihn anflehend, mir wenigstens die To-

deelstrafe zu erlassen, und unter ihnen waren viele Edelgesinnte, welche die ausgezeichneten Dienste, die sie dem Staate geleistet hatten, zu meinem Besten hervorzuheben wußten. Die Festigkeit des Monarchen zeigte, daß mein Schicksal entschieden sei, und ich ergab mich demselben in ruhiger Fassung; auch Ferdinand verlor die Hoffnung meiner Rettung um so viel mehr, als man den glorreichen Krönungstag vorübergehen sah, ohne daß der König sich meiner erinnert noch von mir gesprochen hätte. —

Zwei Tage nach dem Feste der Thron-Bestiehung überreichten dem Monarchen einige Großen des Reichs, bei einer sich dargebotenen Gelegenheit, ein Memoire. Der Souverain betrachtete es ernst, und seine Mienen verriethen, daß Thro Majestät nicht wollte, daß irgend Einer für mich spräche, und demnach erwartete ich jede Stunde den Augenblick meiner Hinrichtung. —

Am 20. März 1818 trat Fr. Eustodio voller Freuden in mein Gefängniß, und sprach zu mir: Gestern Abend kam ich in das Zimmer des Königs, ich fand ihn sehr heiter; er sagte mir: „Wisse Fr. Eustodio, ich habe mich entschlossen, den Marquis de Lévé zu begnadigen.“ — Ich küßte darauf die Hand Ihrer Majestät, und bat dieselben, mir zu erlauben, der Ueberbringer einer solchen Botschaft zu werden. Der König gab mir zu verstehen, daß er meine Absicht sehr achtet, und fügte hinzu: „Ja gehe und sage dem Marquis, daß am heutigen und morgenden

Tage \*) die Religion mich erinnert, wie Jesus Christ aus seinen Feinden verziehen, daß ich ihm nachzuahmen habe, und daß ich in dieser Hinsicht dem Marquis das Leben schenke.“

Wenige Stunden darauf kam ein Gote mit dem Befehl meiner Loslassung, begleitet von der Erlaubnis, mich nach der Residenz Rio de Janeiro versetzen zu können, indem mir erlaubt sei, einen freien Umgang in dieser Stadt zu haben. —

Ich begab mich darauf nach demselben öffentlichen Wirthshause, wo ich vorher schon gewohnt hatte, woselbst ich vom Hause und andern ausgezeichneten Personen Glückwünsche erhielt. Drei Tage nach meinem Aufenthale in dem gedachten Hause trat ein Mann in mein Zimmer und überreichte mir einen damastnen Sack mit Geld, und ein versiegeltes Bille. In dem Augenblick, da ich dasselbe öffnete, begab sich der Ueberbringer hinweg, ohne Antwort abzuwarten; der Inhalt des Billeds war: vier Missionen Rees (4800 spanische Thaler) für den Marquis de Lolé, um seine Leiden zu mildern.

Ich erkannte die Handschrift, und achtete sie höher, als die Unterstützung selbst, die eine wahrhaft große Seele mir so freigebig ertheilte. —

Im Verlauf von fünf Wochen ward mir zuweilen die Gelegenheit, den König und seine erhabene Familie zu sehen. — Auch Thro Majestät wurden

---

\*) Es war am Osterfeste.

zuweilen meiner gewahr, und ließen mich immer in der glücklichen Vermuthung, daß Sie mich nicht mit Unwillen oder Verachtung betrachteten.

Eines Nachmittags begegnete ich der erhabenen Königlichen Prinzessin, die von ihrem gewöhnlichen Spaziergange zurückkehrte; Ihre Hoheit hatten die Güte stehen zu bleiben und mir zu sagen: „Seid Ihr der Marquis de Solé?“ Meine Antwort war: „Einst genoß ich diese Würde — heute, Ihre Königliche Hoheit, bin ich ein Unglücklicher, ein Verhafter, ein in Ungnade sich befindender.“

„Marquis, ich bin nicht Eurer Meinung“ erwiderte die Prinzessin. „Mein Vater, König des vereinten Reichs, ist nicht Euer Feind.“ „Ich glaube,“ versetzte ich, „gnädige Prinzessin, daß mein König Niemandes Feind ist, aber ich bin gewiß, daß ich noch keinen wahren Freund verdiene.“ — Um mich aus dem Zustande zu ziehen, worin Ihre Königliche Hoheit mich erblickten, näherten sich Dieselben mir und verstatteten mir die Ehre, Ihre Hand küssen zu dürfen, worauf Sie Ihren Weg forsetzten, während ich mit sich durchkreuzenden Ideen zu kämpfen hatte. — Vier Tage hielt ich mich in meiner Wohnung auf, ohne auszugehen, und diese Zeit schien mir zu kurz, um meine Lage von allen Seiten zu überdenken. — Ich bildete tausend Rückschauungen, wollte bald diesen bald jenen Entschluß fassen, allein alle meine Pläne wurden durch die grausame Vorstellung zerstört, wer ich gewesen — wer ich war — und wen ich beleidigt hatte. —

Am vierten Tage um elf Uhr spät am Abend trat mein Freund, der Marquis de Bellas in mein Zimmer, umarmte mich mit Thränen in den Augen und sprach: „Die Königliche Prinzessin, die diesen Abend zum König kam, lenkte das Gespräch auf die Unterredung die Sie mit Ihnen gehabt. — Sie besaß das Hartgefühl, dem Könige zu sagen: ich will nicht das Herz meines Vaters dadurch beleidigen, daß ich für den Marquis de Lolé bitte, denn ich will nicht daß iraend Jemand den Gedanken hege, als wenn einer Prinzessin die Beendigung einer Handlung zu verdanken sei, welche ein König so großmütig begonnen.“

Ich benutzte diese Gelegenheit und sprach: „Ich würde diese schon vollendet haben, wenn ich Agostinho Domingos Jozé de Mendonca wäre. „Und wie denn?“ fragte der König. Ich würde mich zu den Füßen Ihrer Majestät werfen, und da das Ende meines Kummers finden. „Und warum hat der Marquis de Lolé nicht diesen Schritt gethan, wartet er, daß ich ihn suchen soll?“ Ich küßte dem Könige die Hand, und entfernte mich sogleich, um Ihnen anzukündigen, daß der König übermorgen nach hierher Residenz kommt, und daß Sie ihre Einrichtung treffen, ohne ein Wort von dem fallen zu lassen, was ich Ihnen gesagt habe. Leben Sie wohl. Mit diesen Worten ging der Marquis de Bellas hinweg, und ich war wie außer mir, indem es mir schien, daß ich in einer ganz andern Welt lebe.

Zwei Tage darauf erwartete ich dritthalb Meis-

ten von der Residenz meinen König, und in einer Entfernung, die mir zweckmäßig zu sein schien, warf ich mich mitten auf dem Wege auf die Knie. So wie sich der König näherte, ließ er seinen Palanquin still halten und fragte mich bündreich: „Was verlangt der Marquis?“ Ihr Majestät zu erinnern, daß meine trostlose Familie keinen Anteil an meinem Verbrechen habe, und dann zu den Füßen meines erhabenen Souveräns zu sterben.

„Der Marquis hat viel gewagt, an diesen Hof ohne irgend einen Beistand zu kommen.“ — Die Zugenden von Ihr Majestät beseelten mich, einen solchen Schritt zu wagen. „Sprecht Marquis, seid Ihr davon überzeugt, daß ich euch zu begnadigen habe?“ Nein, Ihr Majestät, meine Verbrechen verstatuen nicht einen solchen Gedanken. Derauf wandte sich der König zu seinem Gefolge und sprach: „Er ist der erste, der sich meinem Herzen anvertrauet, und sich meinen Händen übergeben hat.“ — Dann sprach er zu mir diese Worte: „Eure Verbrechen bleiben hier vergraben. Nie werde ich mich wieder ihrer erinnern. Ich gebe Euch Alles wieder, selbst meine Freundschaft, um Euch zu versichern, daß Ihr Euch nicht in dem Glauben an dem Herzen Eures Königs getäuscht habt. — Kommt an den Hof, kein Ort soll dem Marquis de Lolé untersagt sein. — So weit diese Anecdote.“

Als ich dem Könige mit meinem Reffen durch die Güte des preuß. Gesandten Herrn Grafen v. Flemming vorgestellt wurde, trug ich die preußische Ar-

meine Uniform von der Kavallerie. Der Monarch, nur mit einem schlichten Civil-Rock bekleidet, auf dem als Auszeichnung ein Stern glänzte, empfing uns sehr herablassend. Er fragte mich auf Französisch: wie lange ich gedient? Wie lange wir auf dieser großen Reise zugebracht hätten und wie mir dieses Land gefalle? Dann, welchen Eindruck die außergewöhnliche Höhe des Landes auf mich mache? &c. Hierauf entließ er uns sehr gnädig. Der König hat eine auffallende Ähnlichkeit mit dem in Berlin verstorbenen Banquier Cohen, sowohl in der Gestalt als auch in dem Benehmen; welche Bemerkung mein Schwager gleichfalls machte.

Vor unserer Präsentation war der päpstliche Runtius bei dem Monarchen, dem wir gleichfalls vorgestellt wurden. Nachdem wir entlassen worden, hatten der dänische und niederländische Konsul Audienz. Dann, es war nämlich am Abend um acht Uhr, sang das baise-main an, wozu in der bereits erwähnten Gallerie, als wir aus dem Zimmer des Königs kamen, gegen hundert Personen aus allen Ständen versammelt waren, worunter sich auch ganz schwarz gekleidete Damen befanden.

Zu einer Privat-Audienz geht man beim Eingange in die Gallerie rechts am Ende derselben zu den Zimmern des Königs; zu dem baise-main aber links, wo gegen acht Uhr des Abends eine Thür geöffnet wird, die in den großen Cours oder Baise-main-Saal führt, den ich weiter unten ausführlicher beschreiben werde.

Wenn der König oder ein anderes Glied der Königlichen Familie ausfährt, so muß ein jeder ihm begegnende Portugiese, Brasilianer &c., die Wertschätzung mag sein, wie sie will, aus dem Wagen steigen und eine Kniebeugung machen; nur Frauenzimmen sind davon ausgeschlossen. Vor einigen Jahren waren Fremde dieser lästigen Ceremonie gleichfalls unterworfen, allein sie ist bei einem Vorfall mit einem Fremden nur auf die Unterthanen des Königs von Portugal, Brasilien und Algarvien beschränkt worden. Als nämlich die Königin vor mehreren Jahren einmal ausfuhr, so begegnete der sie stets begleitende Troß einem Mann zu Pferde, welcher nicht gleich absteigen und eine Kniebeugung verrichten wollte. Die beiden voran reitenden jungen Edelgäste schlugen daher mit dem Säbel nach ihm. Der Mann, ein Fremder von bedeutendem Range, ging sogleich wieder an den Bord seines Schiffes, wo er von sämtlichen fremden Gesandten besucht wurde. Dieser Vorfall ward im Stillen beigelegt und gleich darauf erschien der Befehl, daß diejenigen Fremden, welche keine Unterthanen des Königs waren, diese Ceremonie nicht zu verrichten nöthig hätten.

Vor jedem Gliede der Königlichen Familie müssen die angesehensten Personen Brasiliens Knieen und ihm die rechte Hand küssen. Dieses habe ich selbst auf der Treppe des Schlosses zu St. Christoph gesehen, wo der König mit dem jungen achtjährigen spanischen Prinzen angefahren kam und dieser zuerst

ausstieg und auf der schmalen Treppe zu beiden Seiten von denjenigen Personen, welche sich bereits zum baise-main eingefunden hatten, knieend empfangen und ihm die rechte Hand, nach der alle langten, geführt wurde; eben so stürzte die versammelte Menge hernach, als der König wegen seines schlimmen Fußes herauf getragen wurde, wieder nieder, und wer die herabhängende rechte Hand des Monarchen erreichen konnte, küßte sie.

Der Kronprinz, Don Pedro, muß ein schlechtes Gesicht haben. Ich habe ihm öfters mit seiner Gemahlin, der Erzherzogin Leopoldine von Österreich, welche stets einen runden grauen Mauenhut trägt, begegnet, wenn sie von St. Christoph nach Cathede spazieren fuhren, welches fast täglich geschah, allein, obgleich ich ihn jedesmal gebührend grüßte, so hat er meinen Gruß nie erwiedert, und doch sah er mir stets sehr starr ins Gesicht.

Don Pedro ist übrigens ein schöner Mann, trägt einen starken schwarzen Backenbart, und hat in der Uniform ganz das Ansehen und die Gewandtheit eines französischen Offiziers.

Der König ist, wie schon erwähnt, stets überaus freundlich und so auch die übrigen Glieder der Königlichen Familie, welchen man als Fremder, nach der Hof-Etiquette, nicht vorgestellt wird.

## XVIII.

**Aufwand des Hofes — Begleitung der Königlichen Familie beim Ausfahren — Fesslichkeiten bei dem Empfange der Erzherzogin Leopoldine von Österreich, Gemahlin des Kronprinzen. —**

Der Aufwand des Hofes im Neueren ist der Königlichen Würde angemessen. Fährt ein Prinz oder eine Prinzessin des Königlichen Hauses aus, so wird der Wagen von einer Art von Leib-Garde, beinahe wie unsre Husaren bekleidet, mit bloßem Säbel begleitet. Die Königin fuhr mit folgender Begleitung: Vorauf ritten zwei Kadetten oder junge Edelleute im Dienste des Hofes; diesen folgten acht Mann der Garde und hinter denselben ein Bedienter in dunkelblauer mit bunten Borten besetzter Livree, dabei einen großen dreieckigen Hut mit silbernen Tressen auf dem Haupte und statt des Zopfes eine lange Flechte, die mit schwarzem Bande, dessen Enden im Winde flatterten, befestigt war. Er hatte zwischen sich und dem Hals des Pferdes einen kleinen Kasten, wie ein kleiner Kindersarg, mit einer carmoisinfrothen manchesternen Decke überhangen, welches eine Art Hütsche zum Aussteigen aus dem Wagen war; diesem Bedienten folgte der mit vier Maulthieren bespannte Wagen, worin die Königin saß. Hinten auf dem Wagen standen zwei Bedienten in der oben beschriebenen Livree. Dem Wagen der Königin folgte ein

dienstluender Kammerherr, in einem kleinen, schon oben, S. 45, beschriebenen Wagen mit zwei Maulthieren bespannt. Die Livree der Bedienten war eben nicht reinlich; der Hut sehr abgeschabt und die Tressen schmutzig. —

Wenn der König nach dem Theater fährt, welches sehr selten, und nur bei feierlichen Gelegenheiten, als Geburtstagen ic. geschieht, bei meintz viermonatlichen Anwesenheit in der Residenz aber gar nicht geschah, dann ist auch die Königliche Familie zugegen, die, außer mit dem Könige, sonst nie das Theater besucht; die Pracht die dann im Theater herrschen soll, ist nicht zu beschreiben, wie ich bereits oben erwähnt habe.

Man sagte mir, daß bei Vermählungen der Königlichen Prinzen und andern zum Hofe gehörigen Personen hier viele Feierlichkeiten von Seiten des Hofes und von Seiten des Volks veranstaltet würden; so z. B. soll die Vermählung des Kronprinzen mit der Erzherzogin Leopoldine von Österreich hier sehr feierlich vor drei Jahren begangen worden sein. Folgendes ist mir davon aus einem Schreiben bekannt geworden, woraus man auf die Liebe des Volks zu ihrem Regenten schließen kann. In allen Straßen, durch welche der Zug der Kaiserstochter ging, waren die Häuser mit seidenen Vorhängen und Tapeten von verschiedenen Farben verziert, die Straßen selbst waren mit verschiedenen Blumen und Baumblättern bestreuet. Der Weg vom Seearsenal bis zur Königlichen Kapelle war mit drei schönen

Triumphbogen geschmückt, welche nicht nur verschiedene Gestalten hatten, sondern auch ganz verschieden verziert und mit sinnreichen Inschriften versehen waren.

Um elf Uhr begab sich die Königin mit den Prinzessinnen und ihrem ganzen Hofstaate in sechs Wagen nach dem oben erwähnten Arsenal; derselben folgte der König mit den Königlichen Prinzen, allen großen Hofchargenten und ansehnlichen Beamten gegen zwölf Uhr Mittags. Nach zwei Uhr gelangte der Zug von den Schiffen in die prächtig verzierten Straßen unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen von den Forts. Zu beiden Seiten der Straße hatte die Infanterie ein Spalier gezogen. Den Zug eröffnete eine Abteilung Kavallerie; dann folgte eine Abteilung Königlicher Stallknechte zu Pferde, von denen zwei mit rothem Damast überzogene Hütschen auf dem Pferde hatten; hinter diesen folgten die Musici der Kavallerie; dann acht Stabträger zu Pferde, die Wappenkönige und Herolde und der Justiz-Corregidor auch zu Pferde in großer Galla. Diesem glänzenden Vortrage folgten die Königlichen Räthe in zweispännigen Wagen, der Oberstallmeister, Oberhofmeister, die Königlichen Kammerherrn in drei Königlichen Wagen, deren jeder von vier Bedienten zu Fuße begleitet wurde. Auf diesen glänzenden Zug folgte der Lieutenant der Königlichen Garde, dann der zweite Oberstallmeister zu Pferde von Bedienten zu Fuße begleitet. Zuletzt kam der Königliche reich mit Gold verzierte Staatswagen.

wagen von acht muntern Kappern gezogen, deren Geschirr mit carmoisinfrothem Sammet überzogen und mit Gold geschmückt war. In diesem Wagen befand sich der König, die Königin, die Erzherzogin und der Kronprinz. Zu beiden Seiten des Wagens gingen Kammerdiener mit entblößtem Haupte und hinter dem Wagen ritt der Kapitän der Königlichen Garde. Hinter diesem kamen zwei gleichfalls reich verzierte Wagen, jeder mit sechs Pferden bespannt, worin sich die Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses befanden. Hinter diesem Wagen ritt ein Kavallerieregiment und hinter diesem kam der leere Staatswagen und die Wagen der Hofdamen, Kammerfrauen und andern Hofchargen &c.

Der Tag wurde unter Festlichkeiten aller Art, wobei das Volk sich auf den Straßen herumtummelte und unaufhörlich auf dem Platze des Pallastes am Meere Rivot rief, hingebbracht. Am Abend ging der Zug noch einmal aus dem Pallaste unter dem magischen Scheine von Wachsfackeln durch die erleuchteten Straßen und Triumphbogen nach dem Arsenal, wo sich der Hof einschiffte und nach St. Christoph fuhr, wo gleichfalls ein schöner Triumphbogen errichtet war.

Diese Festlichkeiten haben drei Tage gedauert. Am ersten Tage auf den Meere, wo die Erzherzogin auf dem portugiesischen Linienschiffe Don Johann VI. den Eingang des Hafens passirte und derselben der Kammerherr Graf Diana in der Königlichen reich mit Gold verzierten Jagd im Rahmen

des Königs entgegenfuhr und begrüßte; späterhin begaben sich auch der König, die Königin, der Kronprinz und sämmelliche Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses auf der Königl. Gallootte zur Erzherzogin. Der Anblick der aufgezogenen und geschmückten Flaggen, der in Parade aufgestellten Märschen, kurz aller geschmückten Schiffe sc., soll auf dem Wassertpiegel prächtig gewesen sein. Am Abend des ersten Tages war nicht nur die Stadt, sondern auch das am Meere liegende Seearsenal und alle Forts und Schiffe prachtvoll erleuchtet.

Am zweiten Tage war der oben beschriebene Einzug, die Feierlichkeit der Einsegnung des neuen Ehepaars in der Königlichen Kapelle, und die Festlichkeiten auf dem Schlosse und in den Privathäusern zur Ehre des Tages.

Am dritten Tage fleg der Kaiserliche Botschafter, Graf v. Elß, nebst den Kammerherren aus Land, welche, der Botschafter in einem Königlichen sechsspännigen Gallawagen und die Kammerherrn in drei andern Wagen, nach dem Schlosse abgeholt wurden und wobei sich das Fest im Volke nochmals erneuerte. —

---

## XIX.

Verhältnisse des Königs mit seiner Gemahlin — Baise-main — Anzug der Personen, welche dieser Feierlichkeit bewohnen — Thron — Cour-Saal — Art, wie das baise-main abgehalten wird — Musik vor dem Schlosse, während der Feierlichkeit — Sechshundert Handküsse — Groß-Almosenier — Marquis de Lolé — Damen — Feierlichkeit — Cour en Galla auf dem Schlosse in der Stadt — Racketen.

Der König lebt getrennt von seiner Gemahlin; sie bewohnt, wie schon oben erwähnt worden, mit zwei von ihren Töchtern das Schloß in der Stadt, und der König mit den übrigen Kindern den Palast zu St. Christoph. Die Königin fährt fast täglich, von einer Hofdame begleitet, nach Cathede, die einzige Spazierfahrt in der Nähe der Stadt, wo sich überdies keine Kunstroute, wie nach St. Christoph befindet und der Weg sehr sandig ist; nur die Parthe von Pota Fogo, welches der Bassin, hinter Cathede, eine kleine Stunde von der Stadt, ist, gewährt eine Entschädigung des Weges.

Das Baise-main, eine Ceremonie, welche auch in Spanien gebräuchlich sein soll, wird in der Regel alle Tage gegen acht Uhr des Abends vom Könige

in seinem Palaste zu St. Christoph, bei großen Feierlichkeiten aber in der Stadt auf dem Schloß en Galla, nach dem Gottesdienste in der Schloßkapelle, angenommen. Befindet sich der König nicht wohl, oder schläft er gerade um diese Zeit, oder tritt ein Gewitter ein, welches einen starken Eindruck auf den Monarchen macht, wo er sich dann einschließt und von Niemanden sprechen läßt, so wird es denen zum baise-main versammelten Personen nach acht Uhr erst abgesagt, wo dann die ganze glänzende Versammlung von Herrn und Damen bereits einige Stunden in der schon oben erwähnten Gallerie des Schlosses zu St. Christoph, worin sich weder Stühle noch Bänke befinden, vergebens gewartet hat.

Zu dem baise-main versammeln sich in der Gallerie, beim Eingange zur linken Seite: Generale, Minister, Räthe, Geistliche, kurz Leute aus allen Standen, weil ein jeder zu dieser Ceremonie ohne Unterschied des Standes gelangen kann, nur muß er anständig gekleidet sein. Wer nicht berechtigt ist Uniform zu tragen, erscheint in einem schwarzen Frack, weißer Weste, schwarzen Beinkleidern und Stiefeln und mit einem kleinen krummen vergoldeten Säbel, ungefähr einen Fuß lang, zur Seite und einen Chapeau à claque unter dem Arm. In diesem Anzuge erscheinen alle Personen ohne Unterschied des Ranges, nur bloß, daß diejenigen, welche keine Edelleute sind, als Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker ic. keinen krummen vergoldeten Säbel tragen.

Nimmt der König das baise-main an, so wird

um acht Uhr, zuweilen auch später, weil er vorher gewöhnlich den fremden Gesandten in seinen Zimmern Audienz ertheilt, die Thür des großen Saals geöffnet, wo der König bereits unter einem großen, die Höhe des Saals einnehmenden Throne auf einem Lehnsessel Platz genommen hat. Neben dem Könige steht ein kleiner Tisch mit zwei Leuchtern, worauf er die ihm überreichten Bittschriften legt. Neben dem Throne stehen zwei Engel in kolossal er Größe, im silbernen Harnisch und mit silbernen Flügeln, welches zwar einen imposanten, aber auch zugleich komischen Anblick gewährt. Aus der Gallerie treten nun die versammelten Personen ohne Rang und Ordnung, eine hinter der andern, in den Saal. Wenn der Vorderste des Zuges vier Schritte von dem Throne des Königs noch entfernt ist, so macht er eine Verbeugung, geht näher heran, läßt sich auf eine Knie, oder auch wohl auf beide, je nachdem er es für gut findet, auf einer kleinen Erhöhung vor dem Könige nieder und küßt ihm die rechte Hand, welche schon über den linken Arm zu diesem Zwecke herabhängt. In dieser knieenden Stellung sagt er nun dem Könige mündlich sein Anliegen, wenn er nämlich eins hat, oder überreicht ihm eine Bittschrift. Hierauf küßt er ihm wieder die rechte Hand, steht auf, macht wieder eine Verbeugung und geht an der Seite zu einer andern Thür wieder heraus.

Während dieser Ceremonie wird vor der Thür des Schlosses auf der Schloßwache mit blasenden

Instrumenten musizirt, allein die Musik war so elend, wie bei uns auf dem Lande die Musik der Landleute. Die Klarinetten kreischten wie die Schalmeien.

Einen Abend zählte ich dreihundert Personen, die sich zum baise-main eingefunden hatten; also erhielt der König an jenem Abende sechshundert Küsse auf seine rechte Hand.

Auf der andern Seite des Thrones stehen zur Rechten des Königs, aber etwas von demselben entfernt, so lange wie diese Cour dauert, die Großen des Reichs mit dem Groß-Almosenier an der Spize. Dieser, ein großer starker und korpulenter Mann in schwarzer Mönchskleidung und mit einem großen Stern auf der Brust, hat zur Seite eine kleine Tasche, gleich einem Pompadour der Damen, hängen; sie ist von larmoisinrothem Sammet, mit Gold gestickt, und in der Hand einen kleinen Fächer, wos mit er sich wegen der drückenden Hitze im Saale, besonders bei seiner Korpulenz, stets fächerlte. Neben ihm steht der bekannte Marquis de Lolé in einfacher schwarzer Kleidung mit Stiefeln; dann folgen mehrere Personen mit Ordensbändern und großen Sternen geschmückt. Ist die Anzahl der Handküßenden groß, so dauert die Ceremonie wohl über zwei Stunden. Bei meiner ersten Beirührung dieser Feierlichkeit, sprach ein portugiesischer Geistlicher wohl über eine Viertelstunde mit dem Monarchen. Die meisten der Erscheinenden küssen nur knieend die Hand, ohne mit dem Könige ein Wort zu sprechen, und entfernen sich sogleich. Die Damen erscheinen

gleichfalls in schwarzer Kleidung, und werden nach den Herren zum Handkuss gelassen, wobei sie dieselbe Ceremonie, gleich den Herren, beobachten.

Der König muß nach einer solchen Cour jedesmal sehr angegriffen sein, besonders wenn die Zahl der sich Vorstellenden sehr groß ist. Er wischt sich zum öftern mit einem Tuche den Schweiß von der Stirn. Der leidende Fuß des Königs ruht bei dieser Ceremonie auf einer Hütse.

An dem ersten Abende kam ich wegen der übergroßen Zahl der Handküsse erst nach zehn Uhr vom Schlosse zu St. Christoph. Unglücklicher Weise bliesen die Maulesel vor dem Mietshwagen, ungeachtet der Prügel und Flüche meines betrunknen Fuhrmanns, auf dem Place de Russie stehen und ich mußte, wohl oder übel, in der Dunkelheit zu Füße nach meiner Wohnung gehen, die noch eine gute Stunde von diesem Platze entfernt lag.

Zu den Feierlichkeiten in Rio de Janeiro gehören alle Geburtstage der Königlichen Familien; dann die vielen Festtage, worunter sich auch derjenige der Entdeckung von Brasilien befindet; dann erscheint der König große Cour oder bâise-main en galla auf dem Schlosse in der Stadt; wobei sämmtliche Kammerherrn in scharlachrothen, sehr reich mit Gold gestickten Röcken mit dunkelblauen Aufschlägen, dunkelblauen reich mit Silber gestickten Westen und vergleichen Beinkleidern erscheinen; dann tragen sie große dreieckige Hüte mit weißen Federn ausgelegt und Ordensbänder und Sterne. Die Damen sind

besonders reich mit Brillanten geschmücket und nach dem französischen Geschmacke gekleidet.

Um einen Festtag noch mehr zu verherrlichen, werden am hellen Mittage Racketen geworfen, welches den ganzen Tag über dauert. Dies ist aber auch alles, was hier geschieht; denn Dînes, Bälle, häusliche Zirkel u. s. w. kennt man hier nicht, obgleich es nicht an einer Menge Menschen fehlt, welche sich in einer sehr guten, ja man kann sagen brillanten Lage in pecunidriger Hinsicht befinden.

Bei großen Feierlichkeiten werden auch in den Häfen, sowohl von den portugiesischen, als auch von den fremden Schiffen die großen Flaggen aufgezogen, welches einen herrlichen Anblick gewährt.

---

## XX.

Schloßkapelle — Kapellmeister — Geringe Andacht und Frömmigkeit der Portugiesen — Der Hund in der Messe — Damen — Portugiesische Predigt — Erneuerte Bekanntschaft mit einem Franzosen — Dessen Schicksale.

Die Schloßkapelle ist in dem einen Flügel des Schlosses in der Stadt. Sie ist nur klein, aber sehr reich mit Vergoldungen ausgeschmückt. Ich wohnte darin einigen Messen bei. Der König war

mit seiner ganzen Familie, außer der Königin, ge-  
genwärtig.

Besucht der König die Messe an großen Festas-  
gen, so dirigirt der bekannte Kapellmeister am por-  
tugiesischen Hofe, Marcus Portogallo die Mu-  
sik, welche auf dem Chor der Orgel ausgeführt wird.  
Die Solopartien des Gesanges werden von zwei  
Kastraten in Chorhemden exekutirt. Es sind zwei  
gut gewachsene Jünglinge von einnehmender Ge-  
sichtsbildung, von denen der eine der Bruder der  
schon oben erwähnten Demoiselle Faschiotti ist.

Die Messen von Mozart, Marcus Portogal-  
lo und von Neu k o m m wurden mit vieler Prä-  
cision ausgeführt.

Herr v. Neu k o m m, ein sehr fertiger Klaviers-  
spieler, ist Kapellmeister der Kronprinzessin und ein  
sehr gebildeter Mann, nur Schade, daß er an einer  
schwachen Brust leidet. Er sagte mir, daß Madame  
Milder Hauptmann am Berliner Theater eine  
Schülerin von ihm sei. Er hat mehrere sehr anzie-  
hende Messen komponirt. Unter seinen kleineren  
Sachen finde ich einen marche triomphale à quatre  
mains \*) zum Geburtstage des Kronprinzen von Por-  
tugal, welcher ein großer Liebhaber der Musik sein  
soll, komponirt, welcher nicht nur sehr gut gesetzt,  
sondern auch ganz vorzüglich à quatre mains geord-

---

\*) Wenn ich nicht irre, so ist dieser Marsch bei Breitkopf  
und Härtel in Leipzig erschienen. L.

ist ist, welches selten der Fall ist; denn hier hat uns sind durch die schlechten Arrangements à quatre mains die schönen Ouvertüren aus *Titus*, der Zauberflöte, *Sargines* und aus dem *Califen von Bagdad* gänzlich entstellt worden.

In dieser der Andacht gewidmeten Kapelle, fand Ich nicht die so gepreisene Frömmigkeit der Katholiken. Während der Messe ließen Menschen von allen Religionsparteien aus und ein, Negro und Mulatten, bunt durch einander; selbst ausgezeichnete Personen beiderlei Geschlechts sprachen, lachten und schäkerten miteinander. Zu meiner größten Verwunderung sah ich einen Hund am Altar, welcher nicht nur während der Messe bellte, sondern auch den Fußboden beunreinigte, ohne daß darüber auch nur ein Einziger aus der Versammlung sein Missfallen zu erkennen gegeben hätte; im Gegentheil ließ man den Hund ruhig sein Wesen treiben. Dies heißt doch Toleranz! —

Bänke oder sonstige Anstalten zum Sitzen findet man hier nicht, ein jeder steht oder hält. Die Damen sind ganz schwarz angezogen und haben über den Anzug noch einen schwarzen Schleier geworfen, welches einen sonderbaren Eindruck auf mich machte; denn ich glaubte unter Todten zu wandeln.

Ich hörte einen Prediger in der Schloßkapelle eine portugiesische Predigt halten, von der ich aber kein Wort verstand; nur diejenigen, die ihn verstanden und seine Rede beurtheilen konnten, sagten mir, daß es Unsinn sei. An seinen übertriebenen Gestik

lulationen und seinem bisweilen brüllenden Vortrage konnte man freilich so etwas schon merken. Das Regenat der Geistlichen ist sehr reich gestift.

An jedem großen Festtage kommt der König mit seiner Familie, wie schon oben erwähnt worden, nach der Stadt und bleibt den Tag über auf dem Schlosse, wo er dann durch einen im Schlosse befindlichen Gang, begleitet von seiner Familie und von den Großen des Reichs, en grand gala, nach der Kapelle geht und nach geudigter Messe das baise-main annimmt.

In dieser Kapelle erneuerte ich die Bekanntschaft mit einem Franzosen, Namens Armand, den ich im Jahre 1812 in Königsberg in Preußen hatte kennen lernen, wie ich schon oben, S. 45, angeführt habe, wo er damals bei der französischen Armee Chef des Artillerie-Transports und der Lebensmittel war. Er erzählte mir, daß die preußische Regierung mit seinem Benehmen damals sehr zufrieden gewesen wäre und man ihm einen Wagen geschenkt hätte. Er erwähnte zum öftern den Herrn Geheimen Regierungsrath Minut, mit dem er wegen Dienstgeschäfte in Verbindung gestanden habe. Bei meinem Aufenthalt in Rio de Janeiro, war dieser Armand mein täglicher Gesellschafter, und wenn mein Unternehmen, eine Kaffeplantage bei Rio de Janeiro anzulegen, gelungen wäre, so hätte ich ihn zu meinem Associé erwählt; da er in seiner Jugend schon zwei Jahre in St. Domingo auf einer Kaffeepflanzung gewesen, hinreichende Kenntniß vom Anbau des Kaffs

sees besaß, dußtert thätig und unverdrossen und auch in dem einen Jahre seines Aufenthaltes zu Rio de Janeiro schon der portugiesischen Sprache ziemlich mächtig war. Er gehörte auch hier zu der großen Zahl von Unglücklichen, denen wohl ein besseres Los zu wünschen gewesen wäre, als ihre Tage mit dem Gange ihres Schicksals zu vertrüumen.

Er war nämlich mit einem Landsmann in Compagnie getreten, hatte sein kleines Kapital zum Ankauf französischer Waaren verwendet, um damit in Rio de Janeiro sein Glück zu machen. Kaum das selbst angelkommen, verkaufte sein Associé unter der Hand die Waaren und ging mit dem daraus geldsten Gelde heimlich davon. Um nun seine Existenz zu sichern, übernahm er die Aufsicht über eine bedeutsende Zuckerpflanzung eines Fidalgos in Rio de Janeiro, allein nach seiner Aussage hat man den Kontakt nicht gehalten, er habe daher nicht bestehen können und das Geschäft aufgeben müssen. Ich muß gestehen, daß mich sein ferneres Schicksal eben so interessirt, wie mein eigenes.

Wenn ich in Rio de Janeiro wegen meiner misslungenen Unternehmung manchmal den Kopf verlor, so verstand er die große Kunst, mich auf eine feine Art zu ermuntern, und da mein Schwager, wegen seiner überhaupten Geschäfte nicht oft mit mir zusammen sein konnte, so leistete er mir Gesellschaft, die mir jedesmal sehr angenehm war. Bei meiner Abreise ersuchte ich mehrere würdige Männer, Portugiesen, die ich durch meinen Schwager hatte kennen

lernen, ihm wegen seines Fortkommens behülflich zu sein.

---

## XXI.

Militär — Generalstab — Militär-Anstalten  
 Wissenschaftliche Anstalten — Bildende  
 Künste — Naturaliensammlung — Vogel aus Montevideo — Papageien —  
 Kloster für unglückliche Weiber — Eigene  
 Art sich aus Eifersucht zu rächen — Bad-  
 anstalten — Sklavenmarkt. —

Das Militär spielt in Rio de Janeiro eben keine wichtige Rolle. Die Garnison besteht nur, außer der Miliz, wozu ein jeder Bürger gehört, aus zwei Regimentern Infanterie, jedes zu 1500 Mann, welche aus Lissabon nach Rio de Janeiro übergeschiff worden, und einem Regimente freigelassener Neger, dessen Offiziere gleichfalls Neger sind. Kavallerie giebt es hier, außer einer Nationalgarde zu Pferde und, wenn ich nicht irre, einigen Esquadrone reitender Polizei, die ihre Kasernen und Siedle auf dem Place de Russie haben, nicht.

Der Generalstab ist sehr ansehnlich; bei dem baise-main habe ich viele Mitglieder desselben in sehr glänzenden Uniformen gesehen; sie sollen diese aber oft nach ihrer eigenen Idee und ohne gesetzliche

Vorschriften tragen. Man sagte mir, daß sich der Generalstab in zwei Abtheilungen theile, und mache die Bemerkung dabei: L'un qui dort, et l'autre qui ne dort pas. —

Die Nationalgarde zu Pferde, welche den Wagen des Königs und der Königlichen Familie bei großen Feierlichkeiten begleitet, besteht aus jungen Edelleuten und reichen Kaufleuten, und ist sehr glänzend uniformirt.

Unter den Militäranstalten ist das Seearsenal, die Gewehrfabrik, worin täglich gearbeitet wird, und die Pulverfabrik, welche einige Stunden von der Stadt entfernt liegt, merkwürdig.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten zeichnen sich einige Seminarien, eine Militär-Akademie, mehrere andere öffentliche Unterrichts-Anstalten und einige französische weibliche Pensions-Anstalten sehr vortheilhaft aus.

Anstalten zur Förderung der bildenden Künste, als der Bildhauerkunst, der Malerei &c. giebt es hier auch, wie man mir sagte, sie sollen sich aber noch sehr in der Kindheit befinden. Unter den Naturalien-Sammlungen zeichnet sich das Mineralien-Kabinet aus, welches größtentheils aus der von dem berühmten Ober-Bergrath Werner zu Freiburg in Sachsen geordnete Fabrik von Ohainsche Mineralien-Sammlung besteht, welche für das Königliche Museum in Lissabon von der portugiesischen Regierung gekauft wurde. Die andern Sammlungen und Merkwürdigkeiten der Natur und Kunst

habe ich, wegen der großen Beschäftigung meines Schwagers, auch wegen meiner eigenen Angelegenheiten nicht sehen können.

Die äußerst reichhaltige Sammlung von Insekten und Vögeln des Herrn v. Langsdorf, bei dem ich zum öftern war, fesselte meine Aufmerksamkeit. Besonders gefiel mir eine schöne Suite brasilianischer Kolibritschens und dann die große Zahl prächtiger Schmetterlinge.

Unter den Vögeln, welche in Rio de Janeiro theils auf dem Vogelmarkt, theils auch von Verkäufern in der Stadt herumgetragen und verkauft werden, zogen die Vögel aus Montevideo meine Aufmerksamkeit auf sich. Sie haben die Größe einer Lerche, sind grau von Farbe, haben aber auf dem Kopfe eine Koklikoroth einen soll lange ausgezackte Feder, welches dem Vogel ein sehr schönes Ansehen gibt. Ich hätte sehr gern ein Paar dieser Vögel gekauft und mitgenommen, allein der Preis derselben war mir nur ein wenig zu hoch; auch befürchtete ich, daß sie das Norddeutsche Klima nicht würden ertragen können, welches denn doch ein ansehnlicher Verlust gewesen wäre, da man ein Vöckchen unter vierzig Patacas (zwanzig preuß. Thaler) nicht erhandeln konnte. Ich machte bei mehreren Verkäufern Versuche sie wohlfeiler zu bekommen, allein umsonst, keiner von ihnen wollte auch nur eine Pataca herunterlassen, und so mußte ich von den wirklich allerschönsten Vögeln zurückstehen.

Papagiesen, von denen ich einen mitgenommen

habe, werden gleichfalls hier in großer Anzahl zum Verkauf ausgetragen, allein der Preis ist auch nicht geringe; s. oben, S. 38. —

Von den Papagaien sollen diejenigen, welche gelbe Ringel um die Augen haben, allein nur gut sprechen lernen, die übrigen aber nicht in dem Grade, wie mir Herr v. Langsdorf versicherte.

Unter den Vögeln in den Umgebungen Rio de Janeiro's, sah ich eine kleine Art, wie unsre Sperlinge, von einem glänzend schwarzen Gefieder.

Unsere europäischen Tauben habe ich auch in Schlägen bei den Landhäusern gefunden.

Unter den öffentlichen Anstalten verdient besonders ein Kloster für Frauen Erwähnung, worin diese von ihren Männern aus Grille oder aus andern Ursachen eingesperrt werden. Ich habe es nicht besucht, man sagte mir aber, daß nach den portugiesischen Gesetzen ein Mann unter gewissen Umständen das Recht hätte, seine Frau auf eine gewisse Zeit auch wohl auf Zeitlebens zur Strafe in dieses Kloster zu sperren. Er hat dann nur für den Unterhalt derselben zu sorgen. Es sollen sich auch viele Frauen, besonders Wittwen, in dieses Kloster aus eigenem Antriebe begeben und für den Unterhalt vorausbezahlt.

Hier muß ich doch einer eigenen Art sich aus Erfahrung zu rächen, erwähnen. Ein Günstling des Hofes hatte eine Geliebte; ein anderer auch nicht unbedeutender Mann gewann gleichfalls das Herz des Mädchens und wurde verrathen. Ersterer, um

sic

sich zu rächen; ließ ihm durch einige seiner Neger des Abends aufpassen und mit Peitschenhieben derb züchtigen, und hiermit war die Sache abgemacht, denn beide Theile schwiegen; nur durch die zu dieser Exekution gebrauchten Neger ist die Sache allgemein in Rio de Janeiro bekannt geworden.

Ein anderer Fall ist folgender: Ein Pflanzer behandelte seine Neger sehr grausam, und vorgänglich den Mann einer Negerin, die ihn besonders anzog. Dem Manne der Negerin, der seine Frau innigst liebte, entging dieses nicht. Als er daher eines Tages mit der Hacke in der Pflanzung arbeitete und sein Herr wie gewöhnlich wieder auf ihn loschlug, ihn des Unfleisches beschuldigend, so nahm der Neger ganz kaltblütig die Hacke und spaltete damit den Kopf seines Herrn. Nach geschehenem Verhöre und Untersuchung soll dem Neger nichts gethan worden sein, wie mir ein glaubwürdiger Mann erzählte. —

Die Anstalten zur Förderung der Gesundheit der Einwohner sind hier im schlechten Zustande. Badehäuser giebt es hier gar nicht und doch glaube ich, daß sie hier, wo die Haut in ewiger Ausdünstung erhalten wird, gerade am nöthigsten wären. Ein Deutscher hat im Hafen, dicht bei der Stadt, ein gewöhnliches verdecktes Bad angelegt, allein es wird nicht besucht und ist daher dem Verfall sehr nahe. Die Männer baden sich lieber in der offenen See, wozu ich mich nie entschließen konnte, nicht nur wegen der starken Brandung an dem Ufer, sondern auch weil dasselbe stets von Negern und

andern Leuten besucht wird. The man es sich versieht, so kommen die Wellen mit der grössten Schnelligkeit und überschwemmen den sandigen Platz am Ufer, welcher an zwanzig Schritte lang ist; das Wasser läuft aber gleich wieder ab, so daß der Platz wegen der Hitze keine Spur von Feuchtigkeit zurückläßt.

Man muß um sich zu baden sehr früh aufstehen; denn wenn die Sonne scheint, ist ein solches Bad unerträglich. Es ist auch schon wegen der Haifische sehr gefährlich sich im Freien zu baden, weil diese nicht nur den Badenden die Füße abgebissen, sondern die Leute auch wohl ganz aufgefressen haben. Nach meiner Ansicht müßte wegen der entsetzlichen Hitze in jedem Hause in Rio de Janeiro ein Badezimmer sein, welches auch sehr leicht einzurichten ist, da das schönste Quellwasser aus den nahe hinter Rio de Janeiro liegenden hohen Felsen ohne viele Mühe und Kosten nach mehreren Häusern der Stadt, besonders in Cathede, geleitet werden kann.

Unter den öffentlichen Anstalten muß ich auch noch das Gebäude erwähnen, worin der Sklavenmarkt abgehalten wird. Ich konnte mich nie dazu entschließen ihn zu besuchen, weil die Sklaven hier wie das liebe Vieh vorgeführt, bestohlet, bestohlet und verkauft werden.

## XXII.

Umgebungen — Pota Fogo — Schöner Weg — Landhaus des Premier-Ministers — Wohnung des preußischen Gesandten — Kolibris — Himmliche Luft — St. Domingo — Fahrzeuge — Einsiedlerisches Leben in Rio de Janeiro — Stelle aus einem Briefe des Herrn v. Langsdorf an einen Freund in Deutschland — Vergleichung der Gegenden Brasiliens mit der Grafschaft Glaz — Pater Correa — Geistliche. —

Die Umgebungen von Rio de Janeiro sind von mehreren Seiten höchst romantisch. Hinter Cathede, nach Pota Fogo, dem schon oben, S. 23, erwähnten Bassin, eine kleine Stunde von der Stadt, sind hohe Felsenpartien, am Fuße mit Landhäusern geschmückt; nur Schade, daß der Weg dahin ein tiefer Sand ist, durch welchen man Mühe hat durchzuwaten. Eine andere sehr angenehme Parthe, die auch stark besucht wird, ist auf dem Wege von St. Christoph, zwei bis drei Stunden von der Stadt entfernt.

Auch wenn man eine Stunde von der Stadt den Weg nach St. Christoph, sobald man Catombi hinter sich hat, rechts liegen läßt, so fährt man drei bis vier Stunden auf einem sehr schönen ebenen Wege, welcher zulegt stets bergan geht und von dessen

sen Höhe man einer so schönen Aussicht, wie von dem Fürstenstein in Schlesien genießt. Dieser schöne Weg ist rechts und links mit Landhäusern in einer kleinen Ebene umgeben und von beiden Seiten mit hohen Felsen eingeschlossen. Auf diesem Wege, gleich hinter Catombi, wohnt der Premier-Minister Thomas Antonio, in einem kleinen, sehr einfachen Landhause in der Ebene; diesem schräg über auf einer ansehnlichen Höhe ist die Wohnung des preußischen Gesandten, Herrn Grafen von Flemming, welche wunderschön liegt und von der man eine noch weit reizendere Aussicht, als von dem Schlosse von St. Christoph. hat. Man gewahrt nicht nur das Meer, nebst den angrenzenden malerischen Gebirgsgegenden; sondern auch die Stadt.

Der etwas steile Weg zu seiner Wohnung ist mit Kaffeebäumen bepflanzt. Das Gebäude selbst liegt auf der Anhöhe. Bei einem Diné, welches der Graf v. Flemming gab, sah ich vom Tische aus durch das offene Fenster, schöne goldschillernde Kolibris umherschwirren und sich auf die Bäume nicht weit von dem Hause setzen, wo man sie wegen ihrer Kleinheit kaum beim Herumbüpfen bemerkten konnte. Diese Kolibritschens sollen sich von den kleinen Insekten nähren, welche sich in den Blumen und Blüthen aufhalten und die sie mit ihrer spigen und klebrigen Zunge herausziehen. An schönen nicht zu heißen Tagen atmete ich aus dem Fenster der Wohnung des Grafen v. Flemming eine Luft ein, welche man wegen der Reinheit wohl eine himm-

lische nennen kann; in Europa ist sie mir nie zu Theil geworden. Die hohe Lage dieser Wohnung mag auch wohl viel dazu beitragen.

Gerade über der Hauptstadt, jenseits des Hafens, aber dicht daran, liegt ein kleines Städtchen, mit Namen St. Domingo; es gleicht einer kleinen Herrenhuter Ansiedelung und wird von englischen und französischen Kolonisten bewohnt. Man fährt mit einer Gondel hinüber und findet ein recht artiges Städtchen, welches wegen seiner romantischen Lage wohl den Fremdling auf Augenblicks fesseln kann.

Bei dem Zollhause am Hafen halten eine große Anzahl Fahrzeuge von allen Gattungen, die von Regern geführt werden. Es giebt ganz kleine Canots, worauf nur ein Sklave zum Rudern sich bes findet, aber auch große halb verdeckte Gondeln, worauf mehrere Sklaven dieses Geschäft verrichten. Man fährt mit diesen Gondeln nach St. Christoph, St. Domingo und zu den Kapitäns der im Hafen liegenden Schiffe. Wenn man an das Ufer geht, um sich ein Fahrzeug zu mieten, so wird man gleich von einer Menge Neger umzingelt, von denen ein jeder sein Fahrzeug anpreiset. Wählt man nun eines dieser Fahrzeuge, so sind die Neger der übrigen gleich neidisch darüber und tadeln dasselbe wie und wo sie nur können; ganz wie bei uns mit den Fuhrwerken nach Charlottenburg, Tempelow ic. ic.

Es giebt hier auch noch eine besondere Art Fahrzeuge, welche Jangadas genannt werden. Sie bestehen aus sechs Stücken einer ganz besonderen Art

leichten Holzes, welche gleich einer Föde zusammengebunden oder vermittelst Pflocke aneinander gefügt sind. Sie haben ein lateinisches Segel, ein indianisches Ruder, welches zum Steuerruder dient, ein Riel, welches zwischen die beiden Hölzer des Mittelpunktes gesteckt wird, eine Sitzbank für den Bootsmann und eine lange gabelartige Stange woran sie die Gefäße mit dem Wasser und den Lebensmitteln hängen.

Wenn man zu den schon oben erwähnten Umgebungen noch Ponte Cajou und Tyschouka rechnet, so hat man so ziemlich Alles, was man um die Hauptstadt Brasiliens reizend nennen kann. Allein man müßte doch ein zweiter Timon sein, um sich in Rio de Janeiro und dessen Umgebungen glücklich zu fühlen; denn da es hier keine Gesellschaften, keine öffentlichen Zusammenkünfte, außer dem Schauspiele, giebt, so lebt man, wie ein Einsiedler von der übrigen bekannten Welt abgesorben; verirrt den größten Theil seines Lebens, transpirirt unaufhörlich, wie in einem Schwitzbade, schnappt immerwährend nach einem kühlen Lüftchen, muß ewig gerüstet gegen das Ungeziefer sein, glebt sich selbst Ohrfeigen, um Ruhe zu haben, und hat für alle diese Mühseligkeiten nur eine romantische Natur, mit wilden Feuerpartien, die das Auge zulegt mit solcher Gleichgültigkeit bei dem erbärmlichen Leben betrachtet, als bei uns die Sandschellen und Dünnerhaufen. — Wie üppig übrigens die Vegetation hier sein soll, wird man aus folgender Stelle aus dem Briefe des Kais-

sterlichen russischen General-Consuls Herrn Dr. von Langsdorf an einen Freund in Deutschland ersehen, der in dem Journale von Brasilien des Herrn v. Eschwege, S. 165 u. f., abgedruckt steht.

„Uebrigens ist die Lage dieser Provinz so glücklich, daß hier alle Früchte, Getreide und Gemüse des gemäßigten Europa's sowohl, als des heißen Indiens in der größten Vollkommenheit gedeihen“<sup>1)</sup>“

„Trauben, Orangen, Apfels, Quitten und Pfirsichäume hat man schon in großer Menge. Ich habe bei dem Pater Correa, einem angesehenen Landwirthe in hiesiger Nachbarschaft, einen Pfirsichbaum gesehen, den er zwei Jahre zuvor gepflanzt hatte und der nun über armsdick war und voller Früchte hing.“

„Pflaumen und Aprikosen giebt es zwar auch hier und sie kommen gut fort, da es aber noch zu wenige Liebhaber der Gärtnerei giebt, so fehlt noch manche schöne Frucht Europa's.“ —

„Zimmit, Pfeffer, Gewürznelken und Muscatnuß, die Mango aus Ostindien, die Theestaudie aus China, der Brodbaum und das dicke Zuckerrohr aus der Südsee, kurz die köstlichsten Pflanzen des Erdballs gedeihen hier bei gehöriger Wartung und Pflege.“

„Ich zähle Dir jetzt nicht die Menge der einhei-

---

<sup>1)</sup> Dies kann ich eben nicht sagen, oder der Sinn des Gesagten und derjenige des Geschmacks müßte mich verlassen haben.

mischen, zum Theil recht schmackhaften Früchte vor, unter denen der Pisang oder die Bananen oben anstehen \*); ich finde es aber lächerlich, wenn ich manche Menschen sagen höre, daß die hiesigen Früchte alle insgesamt nichts taugen; es sind ja alles noch wilde nicht veredelte Früchte. Ist denn nicht der Holzapfel und die wilde Kirsche bloß durch Kultur zu einer schmackhaften Frucht geworden? — Ich kenne noch niemand, der sich die Rühe gegeben hätte, irgend einen der hiesigen Fruchtbäume durch Pfropfen veredeln zu wollen, obgleich sie bei Orangen- und Pfirsichbäumen dieses Verbesserungsmittel anwenden \*\*)."

„Mit Zunahme einer höheren Kultur wird nun hoffentlich dieses paradiesische Land immer bekannter und von mehr wissenschaftlichen und unternehmungsvollen Europäern besucht werden, die der Veredlung der einheimischen und ausländischen Pflanzen und Früchte einen neuen Schwung geben. Durch die Ankunft des Königs in dieser neuen Welt, ist man wirklich hier seit jener wichtigen Periode mit Riesen-

\*) Den Geschmack dieser Bananen habe ich bereits oben aufrechitig und ohne Uebertreibung angegeben. L.

\*\*) Ich muß zu kurze Zeit von Europa fort gewesen sein, um den Unterschied der europäischen Früchte gegen den hier künstlich gezogenen so sehr abweichend zu finden. Abricotens, Weinerauben &c. schmeckten nicht so wie bei uns. Bohnen und sogenannte grüne Erbsen gleichen ohne Uebertreibung dem Heu und sind ohne allen Geschmack.

L.

führten vorwärts gerückt, und obgleich man sich im Grunde gar nicht bemüht hat, durch Anziehung neuer Kolonisten den Zustand der Agrikultur zu verbessern; so haben sich doch nach und nach Landwirthe von allen Nationen hier niedergelassen. Jeder Fremde kann in größter Ruhe mit freier Religionsübung und bei gesichertem Eigenthums-Recht seine Pflanzung betreiben. Die Ländereien sind nicht theuer und in sechs oder sieben Jahren kann jeder thätige Mensch sein Vermögen ansehnlich vermehren \*).

---

\*) Nota Bene, wenn er nahe bei einer volkreichen Stadt, wie Rio de Janeiro, wohnt; denn was hilft ihm alle Thätigkeit, wenn er seine Produkte nicht absezzen kann, wie es der Fall bei den Bewohnern des Binnelandes ist; doch so viel ist gewiß, Nahrungssorgen, die in Europa so manche Familien drücken, finden in Brasilien nie Statt, wenn der Mensch nur einige Stunden des Tages arbeitet; indessen wollte ich doch keiner Bauerns Familie ratzen, so aufs Gerathewohl hieher zu kommen; unbedacht mit den Gebräuchen des Landes, würde sie sich höchst unglücklich fühlen. v. Eschwege.

Herr Baron v. Eschwege giebt hier seinen Landesleuten einen kleinen Wink, den diejenigen nicht unbeachtet lassen mögen, welche von der Auswanderungsfeindschaft besallt werden. Bei Rio de Janeiro kann kein Europäer wegen der entsetzlichen Hitze schwere Feldarbeit verrichten, auch ist Alles bereits auf viele Meilen weit von Franzosen und Engländern occupirt. Die Neger oder Sklaven sind die Einzigsten, welche in dieser entsetzlichen Hitze hier arbeiten können und — müssen. —

L.

„Die Abgaben bestehen im Gehentein. Gute Bauern und Handwerker können auch ohne Vermögen mitzubringen, ihrem besseren Schicksale direkt entgegen gehen, und der bemittelte Bürger kann für ein Geringes Landereien von dem Gouvernement erhalten. Mit Leidwesen sah ich vor einiger Zeit aus den englischen Zeitungen, wie schändlich meine lieben Landsleute in Nord-Amerika hintergangen werden, und wie sie häufig auch sogar alle Aussichten, jemals in einen wohlhabenden Zustand zu gelangen, verlieren. — Warum kommen deutsche Kolonisten nicht lieber; in ein Land, in dem man in jedem Monate des Jahres pflanzen und in jedem dritten kann? etc. \*)“

---

\*) In dem gemäßigten Klima von Minas Geraes habe ich die Versuche gemacht, jeden Monat ein Bunt englischer Kartoffeln zu pflanzen, auf diese Art hatte ich das ganze Jahr durch — frische gute Kartoffeln; auch Flachs habe ich in jedem Monate gesät und gedreht.

#### v. Eschwege.

Dies mag wohl von einigen Produkten im Kleinen der Fall sein, aber nicht im Großen und Allgemeinen. Warum kommen denn die Kartoffeln aus England nach Brasilien? Wir hatten auf unserer Rückreise englische Kartoffeln, welche nach Rio de Janeiro gebracht worden waren, und schon in den ersten Tagen so verdorben waren, daß wir sie nicht genießen konnten, welches ich bei meiner Rückreise von Rio de Janeiro nach Berlin noch ausführlicher beschreiben werde. Ueberhaupt kommen ja die meisten und hauptsächlichsten Nahrungsmittel aus fremden Landen, wie schon oben, S. 38, erwähnt worden.

L.

Ja, der Anblick dieses Landes ist, wenn man ans Land reigt, bezaubernd, und hat viel Ähnlichkeit mit der Grafschaft Glatz in Schlesien, nur mit dem Unterschiede, daß man statt der prachtvollen Schmetterlinge und andern Insekten, der fremden, theils noch unbekannten Thierarten, der vielen noch unbekannten schönen Pflanzen, hier schöne Leinwand, alle mögliche Lebensmittel in bester Güte, schöne Wege, eine Menge Gesundheits-Quellen und statt Sklaven, gute, biedere und freie Menschen findet; auch sind die Natur-Schönheiten hier nicht so ein- förmig und grotesk, wie die Felsen und Wüstenreien Brasiliens. Der gemeine Mann in der Grafschaft Glatz ic. ist mehrheitlich wohlhabend und dort nur der — Fidalgo.

In demselben oben erwähnten Briefe des Herrn v. Langsdorf an seinen Freund steht auch noch folgende Stelle:

„Mit unbekannten Läden werden die Wälder erfüllt, und es däucht mir, als wenn das Geschrei vieler Vögel eben so sonderbar für das Ohr sei, als der Bau der Blüten oder die bizarre Figur eines Insektes für das Auge; ich sage nur sonders bar, denn die liebliche Harmonie der europäischen Nachtigall, habe ich in den Süd-Amerikanischen Waldungen noch nicht gehört.“

Ob ich gleich mit dem Uebrigen in dem Briefe des Herrn v. Langsdorf nicht einstimme, so muß ich es hier thun; denn diese Stelle ist ganz aus meiner Seele geschrieben. —

Der oben erwähnte Pater Correa hat zwischen Minas und Rio de Janeiro eine sehr bedeutende Zuckerplantage, worauf 400 Sklaven arbeiten sollen; auch hat er es durch besondere Mühe und Fleiß dahin gebracht, daß in seinem Garten viele nordische Früchte, als Apfels., Kirsch. und Pfirsichbäume, Erdbeersträucher &c. vorkommen, allein die davon geerndeten Früchte haben bei weitem nicht den Geschmack derjenigen Europa's; sie sind fade und kraftlos.

Vielleicht könnte der Acker- und Gartenbau gewinnen, wenn die große Menge von Geistlichen, welche sich in Rio de Janeiro befinden, dem Pater Correa nachahmen wollten; denn wahrlich es giebt unter ihnen Individuen, welche eher die Wiene und das Ansehen derber Grenadiere, als frommer Gesellenhirschen haben. Besonders galant erscheinen die jungen Geistlichen mit ihren Crochets und feurigen Blicken, womit sie gleich den Faunen die Frauenzimmer, welche ihnen begegnen, zu durchboren scheinen.

---

## XXIII.

Ankunft des englischen Gesandten Herrn Thornton — Ball beim russischen General-Konsul Herrn v. Langsdorf — Musikchor — Muskitos auf dem Ball — Hizé — Treten auf die Füsse — Banquier Roche — Bekanntschaft mit dem ersten englischen reformirten Prediger Mr. Bey's von St. Helena — Schilderung eines Portugiesen von dem Geschäftsgange der Regierung und von dem Mutterlande — General Fresinet.

Bei meiner Anwesenheit in der Hauptstadt kam der neue englische Gesandte Herr Thornton aus London an und ward mit vieler Pracht und Feierlichkeit in einem Königlichen Staatswagen von der englischen Fregatte, auf der er angekommen war, abgeholt und erhielt auch sogleich Audienz beim Kös nige. Es dienen viele englische Offiziere sowohl unter den portugiesischen als brasiliischen Truppen, und haben darin einen ausgezeichneten Rang. Ich habe selbst mit Einigen dieser Offiziere Bekanntschaft gemacht, die den Rang von Obersten und Oberst-Lieutenants hatten. Selbst der Brigadier und Oberst, welcher die beiden aus Lissabon angekommenen Lintens Infanterie-Regimenter befehligt, ist ein Engländer.

Auf ein russisches Schiff, welches zwei Jahr auf Entdeckungen ausgeht, lief in den Hafen ein, und den Offizieren dieses Schiffes zu Ehren, gab der russische General-Konsul Herr v. Langsdorf einen Ball, welcher hier besonders wegen der Seltenheit ein großes Aufsehen erregte.

Dieser Ball wurde auf der Thacre oder dem Landhause des Herrn v. Langsdorf, dicht neben oder vielmehr noch in der Stadt, des Abends um sieben Uhr eröffnet. Außer den russischen Offizieren befanden sich auf diesem Balle sämmtliche fremde Gesandten, der spanische ausgenommen, einige Portugiesen mit ihren Töchtern, mehrere Engländer, einige Franzosen und meine Person. Das Chor Musici bestand aus vier Personen aus dem Orchester des Theaters, unter denen ein Mulatte die erste Geige spielte. Frau v. Langsdorf war anfangs sehr verlegen, glaubend, daß die erwähnten Musici vielleicht nicht würden erscheinen können, und es wurde daher verabredet, daß auf diesen Fall ich und noch einer aus der Gesellschaft auf einem großen englischen Fortepiano im Saale abwechselnd spielen sollten; allein das Chor Musici erschien und hob die Vorberührung auf. Es wurde bis spät in die Nacht getanzt und die sehr zahlreiche Gesellschaft vertheilte sich, theils in den großen Saal, theils in die kleinen mit einem Dach überdeckten Säulengänge vor dem Hause, theils auch in einige kleine sehr schön geordnete Zimmer.

Auf diesem Ball sah man russische, preußische,

österreichische, englische, französische, spanische, portugiesische und brasilianische Damen tanzen, welches für den ruhigen Beobachter gewiß ein sehr interessantes Schauspiel war, besonders die körperliche Grazie und Gewandheit der so verschiedenen Nationen hier glänzen zu sehen.

Gegen acht Uhr des Abends war der Rücken der meisten jungen Frauenzimmer, den man bei den weit nach der Mode ausgeschnittenen Kleidern zum Theil sehen konnte, dermaßen von den Muskitos gestochen, daß er so roth aufgelaufen war, als ehemals der Buckel der Soldaten beim Spießrutenlaufen. Man verzeihe mir übrigens diesen vielleicht etwas zu undelikaten Vergleich, allein er ist nicht übertrieben und ich weiß keinen passenderen. Vorzüglich war ein schönes junges Mädchen, die Tochter des englischen Consuls Herrn Chamberlin, Braut eines Capitans der englischen Marine, der auch auf dem Ball gewißtig war, von den Muskitos auf eine entsetzliche Art zerstochen. Ich selbst, der ich nie tanze, mußte stets mit den Füßen in Bewegung bleiben und gleich einem Heupferdchen hin und her hüpfen, um mir die Muskitos von den feindlichen Strümpfen abzuwehren. Man darf sich daher nicht wundern, wenn hier so selten Bälle veranstaltet werden, weil man einen solchen Ball wohl einen gezwungenen, un Bal forcé, nennen kann; denn was steht der Einladene nicht daran aus! Erstens die Muskitos, zweitens die ungeheure Hitze, welche durch die Menge von Personen in diesem kleinen Raum den

höchsten nur auszuhalstenden Grad erreicht und wobei ein Chemiker Beobachtungen und Versuche über die Beschwerdung der Luft anstellen könnte; dritsens das beständige Gedränge, worin man wegen des auf die Füsse treten sich stets verbeugen und um Verzeihung bitten muß, obgleich man vor Schmerz vergehen möchte, und dergleichen Unannehmlichkeiten mehr. — Ich war sehr froh, als ich diesen Ball hinter mir und wieder mein Zimmer erreicht hatte, um der Ruhe einigermaßen zu genießen.

Unter den merkwürdigen Personen von Rio de Janeiro wurde mir auch ein gewisser Banquier Namens Roche gezeigt. Er soll einer der reichsten Kaufleute in der Hauptstadt sein, der daselbst und auf dem Lande mehrere ansehnliche Häuser besitzt. Er ist Commandeur des Christordens, besitzt auch noch einige andre bedeutende Orden. In der Stadt habe ich ihn stets mit allen Ordensdekorationen geschmückt auf seinem Comptoir arbeiten sehen. Herr Roche ist ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, dabei von seiner Figur sehr eingenommen, indem er sich stets sehr elegant und neumodisch kleidet und mit den erhaltenen Ordenszeichen behängt, nur Schade, daß er ein aussätziges Gesicht und einen stark nach unten ausgetretenen Hodenbruch hat, welcher um so auffallender ist, da er beständig, wie ein brasilianischer Stutzer, kurze Nanquin's Beinkleider und seine Strümpfe en escarpin trägt. Sein großer Reichthum verschafft ihm ein angenehmes und bequemes Leben. Die Zimmer in seinen Häusern sind sehr schön

dekorirt und möbliert und zu seinem Vergnügen hält er sich vier Maitressen. Mit dem Hofe soll er besonders in Geschäfts-Verbindungen stehen und daselbst immer Verkehr haben; daher mögen sich auch wohl die ihm verliehene Orden schreiben. Das Schiff, worauf ich nach Europa zurück ging, war mit 30,000 Arroben, nach unserm Gewichte 10,000 Zentner, Waaren von ihm befrachtet, wovon ich bei meiner Rückreise ein Mehreres sagen werde.

In dem englischen Hotel und Kaffeehause bei Gould, welches von den drei oder vier Gashäusern in Rio de Janeiro das angesehendste ist, wo man aber auch gut bezahlen muß, machte ich die Bekanntschaft des ersten englischen reformirten Predigers Mr. Ben's von St. Helena, welcher daselbst mit seiner Gemahlin und seinen zwei Töchtern, von fünf bis sieben Jahren, wohnte. Er sprach sehr gut französisch und erzählte mir, daß er von St. Helena nach England gereist sei, und da von England aus selten Schiffe nach St. Helena zurückgehen, so hätte er erst die Reise nach Rio de Janeiro unternommen, um von dort aus nach der erst genannten Insel zurückzukehren, welche, wie bekannt, von Rio de Janeiro nur einige hundert Meilen entfernt liegt.

Er erzählte ferner, daß er als erster reformirter Prediger auf St. Helena 1000 Pfund Gehalt besiehe und daselbst ein Landgut besäße, auf dem er es durch anhaltenden Fleiß so weit gebracht hätte, daß mehrere europäische Gartenfrüchte sehr gut wachsen,

obgleich das Klima dergleichen Früchten nicht sehr günstig und der Erdboden überhaupt sehr unfruchtbar sei.

In demselben Gasthöfe wohnten auch mehrere angesehene Portugiesen, welche mit ihrer Regierung nicht sehr zufrieden zu sein schienen. Einer von ihnen erzählte mir, daß der Geschäftsgang dauernd schleppend wäre; denn wenn man bei der Regierung einkäme, man erst nach Jahren Antwort erhielte. Selbst fremde Gesandten und Konsuls hätten auf ihre eingereichten Noten oft erst nach einem Jahre die Antwort erhalten. Es sei daher ein Unglück für diejenigen, welche in der Absicht nach Rio de Janeiro kämen, um etwas von der Regierung zu erlangen; denn sie müßten ihr wenigstens mitgebrachtes Geld in der nur zu kostbaren Einsamkeit dieser Stadt, ohne Aussicht verzehren, und wären dann den Sklaven gleich, die nur für ihre elende Kost die erschöpfendsten Arbeiten verrichten. In Portugal sei man höchst mißvergnügt, weil die Regierung sowohl dem Militär als auch den Civilbeamten das Gehalt erst nach einem auch wohl anderthalb Jahren auszahle und diese daher oft gezwungen wären in die Hände der unbarmherzigsten Wucherer zu fallen. Die Gehalte wären überdies schon so geringe, daß die Beamten mit Familie kaum damit die nothwendigsten Bedürfnisse befriedigen könnten. Dieserhalb wären auch Rassendiebstähle, Bestechungen und andere dergleichen Verbrechen nicht selten, ja sie geschehen sogar so häufig, daß man diejenigen, die sie verübten, nicht

einmal bestrafen könnte. Es gäbe indessen sowohl in Portugal, als auch in Brasilien, vorwurfsfreie Beamten, deren Wandel durchaus keinen Tadel zusiehe; allein die Versuchung und die Gelegenheit Geld zu gewinnen sei hier groß und die Anzahl derjenigen Personen, die sie benutzen, nicht geringe.

Portugal, als das Mutterland, käme ganz zurück, weil fast alle reiche Fidalgos mit dem Hofe nach Rio de Janeiro gegangen wären, und daher die Einkünfte von ihren beträchtlichen Gütern in Portugal auch in Brasilien verzehrten.

Diese mir gemachte Schilderung von einem Portugiesen von dem Mutterlande, bestätigt sich durch die in den Zeitungen enthaltene Nachricht von der unverzüglichlichen Abreise des Marshalls Beresford aus Portugal nach Brasilien, um der portugiesischen Armee den rückständigen Gold auszuwirken.

Bei dem französischen Restaurateur Chevalier wurde mir der französische General, Lieutenant Fressinet gerade in dem Augenblick gezeigt, als er die Nachricht aus Frankreich erhielt, wieder zurückkommen zu dürfen. Wie man mir erzählte, so soll seine zurückgelassene Gemahlin ihm nicht nur diese Erlaubnis vom Könige von Frankreich ausgewirkt haben, sondern auch, daß der General in seinen vorigen Wosken wieder eintreten kann. Die Freude dieses Mannes, sein verlassenes Vaterland wieder betreten und seine Familie umarmen zu können, war grenzenslos. Er gab bei dem Restaurateur seinen Landsleuten in Rio de Janeiro ein kleines Frühstück. So

unglücklich ich mich auch fühlte, so nahm ich doch in geheim Antheil an der reinen ungeheuchelten Freude dieses Mannes und seiner Landstute. —

---

## XXIV.

General Hogendorp — Weg nach seiner Chaccre — Chaccre — Empfang — Aussicht — Innere Einrichtung der Gebäude — Der Bediente mit seiner Familie — Blumengarten — Deffnung in einem Felsen — Kaffeepflanzung — Gerichte auf der Tafel — Wein und selbst destillirter Liqueur — Häusliche Verhältnisse — Robinson Crusoe — Betrachtung. —

Wenn ich je wünsche ein Schriftsteller zu sein, so ist es nur, um hier mit lebhaften Farben den jetzigen Aufenthalt eines ehemals in Europa sehr bekannten Mannes, des alten vierundsechzigjährigen Generals Hogendorp zu schildern. Ich lernte denselben in Rio de Janeiro bei meinem Schwager kennen und besuchte ihn einige Tage darauf mit Armand auf seiner Chaccre, welche zwei Stunden von der Stadt entfernt liegt. Ich ging mit meinem Begleiter zu Fuße hinaus. Ein breiter Fahrweg führte uns an mehreren Landhäusern vorüber. Dem Hause des kurz vor meiner Ankunft eingetroffenen

russischen Gesandten, Barons v. Töll schräg über, befindet sich eine wunderschöne Anlage im englischen Geschmack, die dem Herrn Lisboa, einem Portugiesen und Bekannten meines Schwagers gehört; dann folgen mehrere kleine Negerhäuser und ein Bach am Wege, woran Negerinnen mit der Wäsche beschäftigt waren.

Als wir so anderthalb Stunden stets bergan gegangen waren, kamen wir von dem breiten Wege mit einem Male links ab auf einen kleinen Fußsteig, welcher gleich steil bergan und so eine halbe Stunde dauerte. An den Seiten waren tiefe Abgründe, so daß man den Steig kaum mit einem Pferde passiren konnte, wenigstens mußte man bergab das Pferd an der Hand führen, und besonders nach einem Regen, weil der Boden sehr lehmig und daher glatt und schlüpfrig war. Die einzige Aussicht, die wir in der großen Höhe hier genossen, waren die Gründe, zu beiden Seiten mit Felsen, kleinen Escaden und Gebüschen geziert. In der Entfernung von dreißig Schritten gewahrten wir erst die Chacre des Generals. Sie besteht, wie alle sogenannte Chacres oder Gebäude auf den Kafferpflanzungen, nur aus einem Stockwerke mit einer Hausthür, und hat zu beiden Seiten derselben ein Fenster. Vor dem Hause ist eine Art Bordach, welches auf vier abgestuften hölzernen übertünchten Säulen ruht. Unter diesem Bordache saß der alte General. Als er uns erblickte, stand er auf, kam uns sogleich entgegen und freute sich herzlich, daß wir ihn in seiner Einsamkeit besuchten. Als ich nach einer kurzen aber sehr interessanten Un-

terhaltung mich wieder dem alten Manne empfehlen wollte, weil man mit dem Essen auf mich bei meinem Schwager wartete, so bat er sehr dringend doch zu bleiben. „Rein — sagte er — ich gebe es auf keinen Fall zu, daß Sie ohne Bewirthung von mir geben. Ich würde es Ihrem Schwager sogleich sagen lassen, daß er Sie nicht erwarten sollte, weil Sie sich in guten Händen befänden, allein ich habe zum Unglück Niemanden dahin zu schicken; ich werde morgen selbst zu Ihrem Schwager reiten und die Entschuldigung, die ich veranlaßte, auch über mich nehmen.“ Als ich nun noch einige Weitläufigkeiten machen wollte, da wurde er so dringend, daß ich mir ein Gewissen daraus gemacht haben würde, die Bitte des Greises abzuschlagen und nicht zu bleiben. Er freute sich wie ein Kind als wir es zusagten. Ueberhaupt schien er gern des Mittags Gesellschaft bei sich zu sehen. Wenden wir uns nun nach dieser etwas weitläufigen Beschreibung der Aufnahme, zu derjenigen seiner Wohnung.

Sein Landhäuschen liegt, im Vergleich mit der Stadt, ziemlich hoch und hat zu beiden Seiten ungewöhnliche Felsen, welche sich allmählig zur Seite der Stadt hinüberneigen, so daß man von der Haustür aus, zwischen diesen Felsen hindurch, einer herrlichen Aussicht nach dem Hafen, der Stadt und dem Meere genießt, welches sich wegen der Höhe und Entfernung nur sehr klein darstellt.

Der Greis führte uns zuerst in seine Wohnung. Durch die Haustür tritt man sogleich in einen

kleinen Saal, in dem zu den Seiten türkische Türen angebracht worden. In der Mitte der Wand dieses Zimmers, gerade über der Haustür, hing ein Gemälde, den General in Lebensgröße vorstellend, welches beinahe die ganze Höhe des Zimmers einnahm; wie es mir schien von David in Paris gemalt, wenigstens war es ganz seine Manier. Der General, in französischer Kleidung, mit seinen Orden geschmückt, war sehr ähnlich. Auf der einen Seite dieses Zimmers war eine kleine Kammer mit einem Fenster, die mit Lebensmitteln aller Art und mit Wein auf Bouteilles gezogen angefüllt war, auf der andern Seite war ebenfalls eine dergleichen Kammer, worin sich ein Schreibtisch und eine kleine Handbibliothek befand. Hinter dieser war noch ein kleines Gemach, welches dem General zum Schlafzimmer diente. Sein Bett hatte die Gestalt eines Sarges, war schwarz angestrichen mit Schubladen und einem Musketair versehen. „Hier will ich sterben, wenn es Gott nicht anders beschlossen hat“ sagte der gerührte Greis und führte uns aus diesem kleinen Hause in ein noch weit kleineres, welches ein Neger mit seiner Frau und einem Kinde von acht Jahren bewohnten. „Dies ist mein einziger Bediente und mein Gärtner,“ hob er an, indem er auf den Neger zeigte, „und dies meine Edchin“, auf die Frau des Regers zeigend. Dieses Häuschen bestand nur aus einer Stube, einer kleinen Milchammer und der Küche. Hinter diesem Häuschen lagen einige von allen Seiten offene und oben mit Rohr bedeckte

Schuppen für ein Pferd, das Reitpferd des Generals, vier Kühe und einige Schweine. Von hier führte uns der General in seinen kleinen Blumengarten dicht am Hauptgebäude. Es standen darin, außer mehreren blühenden Gewächsen, auch einige tragende Pomerangenbäume. Einige Schritte von diesem Garten, etwas den Berg herab, zeigte er uns in einem Felsen eine Öffnung, die er mit Pulver hatte sprengen lassen und welche ihm zum Keller diente. In dieser Öffnung lagen einige Fässer mit Wein und auch Wein auf Bouteillen. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen bestand im Destilliren seiner Branntweine oder Liqueure, welche Geräthschaften zu diesem Betriebe er uns gleichfalls zeigen ließ. Jetzt kam die Reihe an seine Kaffeepflanzung, welche sich von dem Hause auf der Höhe des Felsens bis den Berg hinab, gleich einem Weinberge ausdehnte.

Die Kaffee-Bäumchen waren ungefähr zwei bis drei Jahr alt und anderthalb bis zwei Fuß hoch. Sie haben eine große Ähnlichkeit mit den Pomerangenbäumen und waren nach ihrer Größe zwei bis drei Schritte auseinander gepflanzt. Die ganze Pflanzung konnte wohl an 20,000 Bäumchen enthalten.

Noch waren wir in der Unterhaltung über den Anbau des Kaffees begriffen, als der Reger erschien und uns ankündigte, daß das Essen bereits aufgetragen sei.

Wir speisten in dem Eingange des Hauses, als das einzige große Zimmer des ganzen Gebäudes.

Die Gerichte bestanden in einer kräftigen Hähnersuppe, Spinat mit Eiern, Hühner, Fricassé mit einer sehr kräftigen Sauce von einem in Amerika heimischen Kraute, dessen Name mir entfallen ist, und in einem Hammelbraten mit Salat; dann kamen Orangen mit etwas Bisquit auf die Tafel, als Desert. Der Portwein und Madeira, womit uns unser Wirth regalirte, waren nicht übel und nach dem Kaffee mußten wir noch seinen selbst destillirten Liqueur versuchen, welcher wahrlich dem Bereiter Ehre machte. Obgleich das Essen erst vor zwei Stunden, als nach unserer Ankunft, bestellt worden, so war es doch ganz vortrefflich und mit der größten Reinlichkeit und Ordnung zubereitet und dies alles durch den einzigen Neger und seine Frau. Nur an Brod fehlte es bei Tische und als dies der General bemerkte, so bat er uns, wenn wir ihn wieder besuchten und Mittags mit ihm essen wollten, uns das Brod selbst mitzubringen, weil er täglich nur so viel frisches Brod aus der Stadt holen ließe, als er zu seiner eignen Konsumtion bedürfe.

Bei Tische war der alte General außergewöhnlich heiter und gesprächig. Er erzählte uns, daß er diese Plantage, mit allem, was dazu gehörte, einem Engländer auf Leibrenten, jedoch mit dem Bedinge verkauft habe, daß, so lange er, der General, lebe, die Kaffeerndte von dieser Chacre für sich behalten zu können. In einem oder zwei Jahren kann diese Erndte schon sehr ergiebig sein. Ferner erzählte er uns, daß er nur einen Sohn habe, welcher Oberst

bei einem Regemente der vereinigten Staaten von Amerika sei und sehr reich verheirathet wäre; und dieserhalb hätte er für Niemanden, als nur für sich zu sorgen. Zur Bearbeitung seiner Kaffeespflanzung mietete er sich Sklaven für ein gewisses Tagelohn ic. Ich wollte einen Vergleich mit seinem Einfiedlerleben machen, allein er fiel mir gleich in die Rede und sagte: ich weiß schon was Sie sagen wollen; Sie wollen mich mit Robinson Crusoe vergleichen, so bin ich von einem jeden, der mich hier besuchte, genannt worden." Ich habe den General Hogendorp in Königsberg in Preußen gesehen und dann als kommandirenden General in Willna im Gewühle der Truppen, und jetzt finde ich ihn in einem andern Welttheile auf einer einsamen, zwischen hohen Felsen gelegenen, Ebene wieder, der Welt und ihren Herrlichkeiten auf immer Lebwohl sagend. O Glanz und Größe! — Die Schattenseite des Lebens ist oft die glücklichste, weil sie dem Hafen der Ruhe am nächsten liegt. —

Gegen fünf Uhr Nachmittags verließen wir den alten General Hogendorp mit dem Versprechen, ihn bald wieder zu besuchen, allein ich sah ihn nicht wieder; denn ich mußte die erste Gelegenheit zur Abreise nach Europa benutzen. Der dänische Gesandte, ein Freund von ihm, hatte die Güte mich seinem Andenken zu empfehlen und ihm meine schnelle Abreise mitzuteilen.

---

## XXV.

Schweizer Kolonie — Meinung über dieselbe vor der Ankunft — Ankunft der ersten Schiffe — Kolonisten — Canta Gallo — Unterstützung von der Regierung — Flucht vieler Kolonisten in das Innere und deren Wiederergreifung — Warnung vor Auswanderungen nach Brasilien — Wieder Ausgewanderte aus Nordamerika.

Die Schweizer Kolonie wurde bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro täglich erwartet. Fünf Schiffe, jedes mit dreihundert dieser Kolonisten, sollten bereits von Rotterdam aus unter Segel gegangen sein. Man machte in Rio de Janeiro viel Wunder von diesen Kolonisten. Es sollten lauter Ackersleute und sämmtlich von der allein selig machenden Religion, der katholischen, sein; man versprach sich daher von ihnen recht bald eine gänzliche Umwandlung der Wüsteneien und Sandsteppen in der Umgegend der Hauptstadt in blühende Felder ic. Wollte Gott, daß diese Träume der Portugiesen und Brasilianer erfüllt würden! —

Im Monat November, wenn ich nicht irre, kam das erste Schiff an, auf das bald zwei andre folgten. Auf jedem dieser Schiffe waren eine beträchtliche Anzahl Männer, Weiber und Kinder, auch der Arzt dieser Kolonie unter Weges gestorben und über

Bord geworfen worden. Man gab es dem bei Rotterdam eingenommenen Wasser Schuld, welches nicht das beste sein soll. Diese Kolonisten waren aber bei weitem nicht alle Schweizer und von katholischer Religion, sondern auch Ausgewanderte aus Würtemberg, Bayern, Baden &c., und von verschiedenen Religionsparteien, ja selbst Deisten; auch befanden sich nur wenige Ackersleute darunter, die meisten waren Professionisten, von dem Magnet Landbesitzer oder Gutsherrn zu werden und über Sklaven zu gebieten angezogen; auch einige in Dürftigkeit gerathene Leute von Stande begleiteten den Troß, in der sichern Ueberzeugung hier ihre Finanzen zu verbessern und dermaleins mit Gütern beladen nach ihrem Vaterlande zurückzukehren, um von neuem einen großen Herrn spielen zu können. Ich habe selbst einen von diesen neuen Kolonisten, einen jungen, etwas lüstigen Schneidermeister aus Aachen gesprochen, welcher sich nicht wenig als ein Bürger aus der alten Welt in einem neumodischen Anzuge brüstete.

Das erste von diesen Schiffen soll schon weit früher, als die andern, von Rotterdam abgegangen sein und da es nicht angekommen ist und man auch keine Nachricht davon erhalten hat, so vermuthet man, daß es in eine andre Gegend vielleicht verschlagen worden oder untergegangen sei. Das fünfte Schiff war bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro noch nicht angekommen.

Die portugiesische Regierung hat diesen Ansiedlern

ungefähr fünfundzwanzig Meilen von der Hauptstadt, einen Ort, Namens Canta Gallo, angewiesen, wo es nicht nur weniger heiß als in der Hauptstadt sein, sondern selbst frieren soll. Von dieser letzten Erscheinung in Brasilien, hätte ich mich gern überzeugt, besonders da ich im Winter oder vielmehr in der Regenzeit dort ankam, und man zur Reise von der Hauptstadt bis Canta Gallo nur drei Tage braucht, einen Tag zu Wasser und zwei Tage zu Lande, allein meine Verhältnisse erlaubten es nicht.

An dem erwähnten Orte sind den Kolonisten Hütten gebaut worden. Ein jeder derselben erhält ein Jahr hindurch täglich eine halbe Pataca (6 Gr.) von der Regierung und ein Stück Land, welches sie aber selbst bearbeiten müssen, da sie, wie mir gesagt wurde, keine Sklaven annehmen dürfen. Ich hörte vor meiner Abreise, daß viele dieser Ansiedler, besonders das schlechte Gesindel, welches mitgekommen, heimlich von Canta Gallo nach dem Innern entwischt, allein von den Buschjägern wieder aufgegriffen und zurückgebracht worden wären.

Ich möchte wohl das zukünftige Schicksal dieser Ansiedler nach der reinen Wahrheit wissen, es kann nur höchst traurig sein. Man denke sich, daß das Land nur mühsam von Schwarzen oder Negerklassen bearbeitet wird, weil Weiße wegen der brennenden Sonnenhitze hier zur Feldarbeit nichts taugen und schon in den ersten Tagen erschöpft zu Boden sinken und in die Spitäler kommen. Man denke sich, daß ein Corps Infanterie nicht im Stande ist,

in acht Tagen einen Marsch von vierzig Meilen zu machen, ohne nicht die Hälfte der Mannschaft in den Hospitalslern zu lassen und daß die Reiterei wegen der großen Dürre und des daher entstehenden Mangels an Futter in dieser Zeit keine zwanzig Meilen zurücklegt; und hier sollen Europäer, besonders Deutsche, ohne Hilfe der Sklaven, das Land urbar machen, wo diese an Höhe und schlechter Kost gewöhnten Individuen nicht viel ausrichten, weil das Klima aller Anstrengung entgegen steht. Dass die Regierung Alles thut, Alles versucht, um Kolonisten aus dem kultivirten Europa hinüber zu ziehen, ist ihr nicht zu verdenken, daß man aber auch seine Landsleute, besonders so manche biedere, in Dürftigkeit versunkene, und daher zur Auswanderung sich bewogen fühlende Familie vor der Lobpreisung und dem Syrenengesange so mancher Industrie-Ritter warnt, die von einem Glücksstern in der Ferne angeldet, sich schon im Paradise und im Schooße Abrahams wöhnen; wem steht dies zu verdenken? — Man lasse diejenigen, die ohne Weib und Kind, ohne Vaterlandsliebe im Herzen zu tragen, sich nur in der Weltburger-Idee spiegeln, ziehen und ihr Heil in Brasilien versuchen. Was verliert der Staat, was Deutschland an diesen aller Welts-Häugern? — Nein, nur zu Familienvätern, die durch falsche Vorspiegelungen bewogen, auswandern, um sich und ihre Nachkommen ein besseres Loos zu bereiten, spreche ich, der ich selbst Familienvater bin, nur diese mache ich noch einmal aufmerksam auf die höchst

beschwerliche Seereise, auf der man oft in drei Monaten nichts anders als Himmel und Wasser und einzelne Seemöven und Fische sieht und dann bei einer gänzlichen Windstille die bange Besorgniß, auf dem Meere mit seinen Angehörigen verhungern zu müssen, oder bei einem Sturme mit dem Schiffe in den Abgrund geschleudert zu werden. Ich mache sie auffmerksam auf das Land, welches sie zu ihrem künftigen Wohnsitz erkoren, nämlich: das Land der unerträglichen Hitze, der Ohrfeigen und unwillkürlichen Körperbewegungen, (wegen der Muskitos), der Brüche, der dicken Beine, der Kröpfe, welche besonders in vielen Gegenden Brasiliens, z. B. in Minas Geraes, St. Paulo und der Gegend von Pitangui und von Jorocabaou stark angetroffen werden, in welcher letzten Gegend die Kinder schon Kröpfe haben sollen, und vieler anderer Uebel und Unbequemlichkeiten. — Hierzu kommt nun noch, daß man viele Nahrungsmittel wegen der unerträglichen Hitze nicht genießen kann, weil sie verdorben und sauer sind. Man glaube nicht, daß ich es übertreibe, oder daß meine Feder von dem Uerger über meine eigene mißlungene Reise, oder von irgend einer andern hämischen Absicht geleitet wird, nein, ich habe das Land gelobt, wo es zu loben ist, allein ich muß hier vor der Schattenseite warnen, weil sie nur wenige Lichthölle zuläßt; auch darf ich nur auf die Schriften von v. Eschwege, Kotter, Mavz, dem Pringen v. Neuwied ic. über dasselbe verweisen.

Was ich schon oben, S. 58 u. f., wegen der unentbehrlichen Nahrungsmittel gesagt habe, bringe ich noch einmal mit dem Bemerkun in Erinnerung, daß der Boden und das Klima in Brasilien, dem eigentlichen Getreidebau, als Roggen, Weizen, Gerste ic. ganz entgegen sein muß, sonst würde die Regierung, die doch in zehn Jahren außerordentlich viel gethan hat, auch darauf bedacht gewesen sein, Getreide anzubauen zu lassen, weil sie durch die Sklaven eine große wirkende Kraft zur Ausführung einer dem Lande so nothwendigen und viel Geld ersparenden Unternehmung erhält. Doch über diesen Gegenstand unterstehe ich mich nicht abzuurtheilen, da mein Aufenthalt nur allein in der Residenz, und selbst da zu kurz war, um gründliche Forschungen darüber anzustellen; auch war mein Gemüthszustand, theils von der großen Hitze, theils auch von andern betroffenen Widerwärtigkeiten nicht dazu geeignet.

Du lieber Himmel! wieder Ausgewanderte aus Nord-Amerika kamen bei meiner Anwesenheit in Rio de Janeiro daselbst an, um ihr Glück zu machen. — Einer von ihnen sagte mir, daß derjenige, welcher als Privatmann oder auch als Handwerkermann ohne Fonds nach Amerika käme, müßte Alles annehmen, um sich nur zu erhalten und wäre dann nicht viel besser daran, ja eben so verpflichtet, als ein Sklave. —

---

## XXVI.

Schicksal des Grafen d' Omervail auf seiner ersten Reise nach Rio de Janeiro — Bekanntschaft mit dem Baron Verta — Schiff — Mittagessen auf dem Schiffe — Einrichtung der Kajüte — Schiffsladung — Russisches Entdeckungsschiff — Schiffe zu Bahia.

In Rio de Janeiro erzählte man mir das Schicksal des Grafen d' Omervail aus Paris, der drei Monate vor mir angekommen war. Der Graf war nämlich von Frankreich mit einem mit französischen Waaren beladenen Schiffe für Rechnung einiger Freunde des Grafen, wobei auch er interessirt war, abgereiset. Dieses Schiffe hatte unter den verschiedenen Waaren auch Vitriol geladen, welcher sich, ungesteuert aller Vorsicht, die bei seiner Einpackung beobachtet worden, von selbst entzündete, so daß das ganze Schiffe mit allen Waaren ein Raub der Flammen wurde und der Graf, der Kapitän und die Matrosen kaum so viel Zeit gewannen, um sich auf Böte zu reiten, worauf sie nach einer unbewohnten und unfruchtbaren Insel, deren Name mir entfallen ist, zweihundert See- oder Landmeilen von Rio de Janeiro, gelangten. Hier konnten sie mit den wenigen Lebensmitteln, die sie in der Eile mit ihrem Leben gerettet hätten, nicht bleiben; sie entschloß

sen sich also auf ihren Böten die gefährliche Reise nach Rio de Janeiro anzutreten und es gelang ihnen glücklich in den Hafen von Rio de Janeiro einzulaufen. Der König von Portugal, bekannt wegen seiner Menschenliebe und Güte, nahm den Grafen d' Omerville sehr gnädig auf und tröstete ihn wegen des gehabten Unglücksfalles, worin er noch glücklich genug war, das Leben zu retten.

Der Graf reiste bald darauf wieder nach Frankreich und kehrte mit einem andern mit Waaren beladenen Schiffe, in Begleitung seiner einzigen Tochter, die er das erste Mal in Frankreich gelassen hatte, nach Rio de Janeiro zurück. Der König wollte ihn für seinen gehabten Verlust dadurch entschädigen, daß das Schiff ganz zollfrei sein sollte, allein nach den dortigen Gesetzen waren damit so viele Schwierigkeiten verknüpft, daß sich der König entschloß, dem Grafen als Entschädigung einen Vorstoß von achtzehn Contos de Reis <sup>1)</sup>) aus dem Schatz anweisen zu lassen. Mit diesem Vorstoß hatte der Graf bereits bei meiner Anwesenheit in der Hauptstadt Brasiliens eine Kaffeepflanzung mit dreißig Sklaven angelegt. Man sagte mir, daß die Schwester des Grafen Hofdame am österreichischen Hofe sei.

Bei dem Herren von Langsdorf machte ich auch die Bekanntschaft mit einem schwedischen Schiffe

---

<sup>1)</sup>) Ein Conto de Reis ist nach preußischem Gelde ungefähr 2500 Rethr.

Kapitän, einem interessanten jungen Manne aus einer der ersten Familien Schwedens, Namens Baron Yerta. Er kam nach Rio de Janeiro mit seinem eigenen Schiffe, einem Zweimaster, mit Kupfer be-  
schlagen, in Begleitung eines jungen schwedischen Offiziers. Ich habe nie ein hübscheres Schiff gese-  
hen, als das seinige, mit welches er bereits ziemlich  
weit gewesen und sich die Welt besehen hatte. Er  
erzählte mir, daß er einmal die Schwiegermut-  
ter des Denys von Algier nach Tunis gebracht  
habe, wofür er außerordentliche Geschenke an Geld  
und Sachen erhalten hätte.

Er veranstaltete ein kleines Mittagessen auf sei-  
nem Schiffe, wozu ich und Armand geladen waren.  
Er hatte uns zu Ehren die Speisen nach deutscher  
Art zubereiten lassen, welches seine Köchin, eine  
Giuländerin und schon alte Frau, die deutsch sprach,  
sehr gut verstand. Sie war bei ihrer Kunst aber  
von einem so närrischen und ungestümen Charakter,  
daß sie mit den Matrosen immer stritt und zankte.  
Sie war das einzige weibliche Wesen auf dem  
Schiffe.

Die Kajüte war nur klein, das heißt, nicht viel  
größer, als eine vierzigige Berliner Kutsche nach al-  
tem Schlag. Der Fußboden war mit einem grünen  
Teppich belegt und das Ganze äußerst elegant dekos-  
riert und möbliert. In der Mitte stand ein runder  
Tisch für vier Personen, woran wir saßen und uns  
die Gerichte, die unser Wirth die Güte hatte uns  
aufstellen zu lassen, vorzüglich schmecken ließen.

Die Seitenwände der kleinen Kajüte waren mit Schränken besetzt, die mit verborgenen Läden versehen waren. In diesen Schränken stand das Bett des Barons und dasjenige seines Begleiters, des schwedischen Offiziers. Dann waren noch kleine Spinden angebracht, worin eine kleine ausgewählte Handbibliothek aufgestellt worden, und das Tischgeschirr stand.

Die portugiesische Regierung wollte dieses Schiff kaufen, allein nach der Versicherung des Barons hatte er bereits einige Monate vergeblich auf die Auszahlung des Geldes gewartet. Das Schiff war mit schwedischem Eisen und schwedischen Säbelklinnen beladen. Der Baron plagierte sehr, daß er für den letzten Artikel kaum den Preis in Schweden erschalte.

Auch ein russisches Schiff, welches zwei Jahre auf einer Entdeckungsreise ausgesandt worden, kam in Rio de Janeiro vier Wochen vor meiner Abreise an. Es war sehr schön ausgerüstet, besaß vierzig Kanonen und einen schönen Saal mit einer ansehnlichen Bibliothek. Der Befehlshaber des Schiffes sprach nur russisch, sein Bruder aber, gleichfalls ein russischer Offizier, sprach auch französisch. Ich habe von allen Offizieren des Schiffes sehr viele Höflichkeiten genossen, so daß ich ihnen allen noch hier gern meinlich danken möchte, wenn mir nicht meine Schreibtafel, worin ich die Namen aufgezeichnete hatte, gekohlt worden wäre.

Da nun einmal von Schiffen hier die Rede ist, so muß ich auch der zu Bahia gebauten Schiffe er-

wähnen, welche nach der Versicherung eines Kunfs verständigen, des Schiffkapitäns Claus Hoop, ganz vorzüglich gebauet sein sollen; auch soll das daselbst wachsende Holz sich sehr gut dazu eignen.

## XXVII.

**Manioc-Pflanze** — Zubereitung der Wurzel zu Mehl — Tapioka — Bereitung des Farinha aus Mais — Handmühle — Zuckerbau — Zuckermühlen — Zuckerbereitung — Cachash — Kaffeeanbau — Kaffeefrucht — Veteran der Kaffeepflanzungen — Widriger Geschmack des Kaffees.

Die Manioc, oder Mandioca, Pflanze, aus deren Wurzel die Brasilianer das Mehl und Brod bereiten, ist ein knotiger Strauch, der eine Höhe von sechs Fuß und auch darüber erreicht, aber keine Zweige hat. Die Wurzel, welche der einzige nutzbare Theil des ganzen Gewächses ist, gleicht den Pastinakwurzeln, nur ist sie weit größer.

Man pflanzt dieses Gewächs auf folgende Art: man erschneidet den Stamm des Strauches in kurze Stücke und steckt diese in die Erde; sie schließen dann sogleich auf und nachdem sie ungefähr zwölf Monate im Wachsthum gestanden, ist die Wurzel

völlig ausgebildet, doch richtet sich ihre Größe und Dicke nach der Verschiedenheit und Güte des Bodens. In einem guten Erdreich erreicht sie die Länge von zwei Fuß und hat einen Durchmesser von zwanzig Zoll; dagegen wird sie in einem weniger guten Boden kaum sechs Zoll lang und einen Zoll dick. Sobald die Wurzeln aus der Erde gezogen worden, so wird ihre dünne Rinde abgeschält, und es bleibt eine mehlige und klebrige Substanz übrig, welche auf einem großen Reiheisen zerrieben wird. Das Zerriebene fällt in einen untergestellten Trog, worin es gesammelt und dann in einer flachen Pfanne über einem langsamem Feuer gedörrt wird, bis alle Feuchtigkeit verdunstet ist, wo dann diese Substanz trockene Sörner bildet und zum Gebrauche fertig ist.

Den Saft, welchen man aus der abgeraspelten Wurzel zieht, wird Tapioca genannt und auf gleiche Weise bei einem langsamem Feuer gedörrt. — Dieses Manioc-Mehl (Garinha) war schon zur Zeit der Entdeckung von Amerika in diesem Lande bekannt.

Die Pflanze gedeiht hier ganz vorzüglich und ihr Anbau erfordert kaum den hundertsten Theil der Mühe und Kosten des Getreidebaues, daher wird letzterer hier wenig oder gar nicht betrieben, obgleich das Brod von Maniocmehl oder Garinha dem Brode aus Weizenmehl bei weitem, sowohl im Geschmack als auch in der Güte, nachsteht. Letzteres, welches aus Nord-Amerika kommt, wird von mehreren französischen Bäckern hier zu Brod verbacken, welches

gegen dasjenige aus Farinha, einen köstlichen Geschmack hat.

Man sagte mir auch in Rio de Janeiro, daß ein Theil der Manios-Pflanze (welchen? habe ich vergessen) giftig sei und daher von dem übrigen Theile erst getrennt würde.

Man bereitet das Farinha auch aus Mais. Dieser wird zu diesem Behufe einige Tage lang in Wasser aufgequellt, dann zerstampft, welches entweder mit Handstößern in einem rund ausgehöhlten Trog, oder mit einem großen hölzernen Schwanzhammer geschieht, dessen Schwanz ein ausgehöhlter Trog ist, in den beständig Wasser fließt; ist dieser voll, so kommt er nach hinten zu das Uebergewicht und kippt auf; dadurch schüttet sich das Wasser von selbst aus, der Trog wird erleichtert und die größere Schwere nach dem Kopfe macht, daß der Hammer niederfällt und den Mais ebenfalls in einer Vertiefung oder Rauken zerstößt. Man nennt diese Maschine Monjollo, auch wohl Prégua do Brezil (brasiliisches Faulthier), weil sie außerordentlich langsam arbeitet. — Ist der Mais ganz zu Mehl gestoßen und gesiebt, so röstet man dieses entweder auf einer flachen kupfernen Pfanne, wie bei dem Manio, die besonders hierzu verfertigt werden, oder auf einer dünnen Sandsteinplatte. Wenn ich nicht irre, so hat Herr v. Langsdorff kürzlich eine Art Handmühle erfunden, welcher man sich jetzt statt dieses Faulthieres bedient, sie scheint, nach der mir davon gemachten Beschreibung, sehr zweckmäßig zu sein.

Was den Zuckerbau anbetrifft, so wird dieser hier sehr stark betrieben. Die Portugiesen nennen die Zuckermühlen, überhaupt die Plantagen, welche Zuckerwerke enthalten: *Ingenios*. Die Zuckermühlen sind sehr einfach und bestehen bloß in drei Walzen von schwerem Holze, jede von zwei Fuß im Durchmesser und drei Fuß Länge. Sie liegen horizontal in einem Gestelle und werden durch einen Baum, woran zwei Pferde gespannt sind, umgestrichen. Diese Walzen pressen das Zuckerrohr aus und der Saft fließt in einen langen quer darunter stehenden Trog, aus welchem derselbe in einen nicht tiefen Kessel geleitet wird, welcher sechs Fuß im Durchmesser hat. Hier werden alle Unreinigkeiten abgeschäumt; dann wird derselbe in einem andern Gefäße abgekühlt und ein Laugensalz hinzugehängt. Auf diese Weise bleibt der Saft einige Tage stehen und wird zu einer reinen Flüssigkeit, die hierauf wieder zum Abdampfen in den Kessel gebracht wird, woraus sodann der Zucker entsteht. Aus dem Bodensatz wird der von den Negern so sehr geliebte *Cachash* hergestellt, welches ein erbärmliches Getränk, noch schlechter an Geschmack und weit stärker als unser Kornbranntwein ist.

Der Kaffeeanbau erfordert weniger Sorgfalt und Kenntnisse, als derjenige des Zuckers. Um besten gerathen die Bäume, wenn sie an etwas frischen Orten, welche der Morgensonne ausgesetzt sind, stehen, das heißt: sie müssen die Nahrungsteile einer guten Erde, die Erfrischung des Thaues und des Regens

und die Einwirkung einer gemäßigtten Sonnenwärme genießen. Es gibt Gegenden, wo der Kaffeebaum schon im dritten Jahre tragbar ist und im zehnten Jahre ausgeht, da er hingegen in dem für ihn passenden Boden und in einer guten Lage im fünften oder sechsten Jahre erst tragbar wird und im zwanzigsten Jahre noch in seiner vollen Kraft steht.

Der Ertrag des Kaffeebaumes ist sowohl nach der Beschaffenheit des Bodens, als auch nach der Behandlung verschieden. Im mittelmäßigen Boden beträgt die Erndte von einem Baume nicht viel über ein halbes Pfund: im guten Boden dagegen an vier Pfund. Außer der Wahl und der Behandlung des Bodens kommt es bei dem Kaffeebaume auch auf gute gesunde Pflanzen an. Gewöhnlich setzt man den Samen in die Baumschule und verpflanzt dann die jungen Stämmchen, nach der Güte des Bodens, in kleineren und größeren Distanzen von einander.

Die Frucht hat zwei Schalen, eine äußere fleischige und eine darunter befindliche Hülse, welche den eigentlichen Kaffeekern oder Bohne umgibt. Sobald die Frucht eine kirschrote Farbe erhalten hat, wird sie abgepflückt. Man beobachtet nun beim Trocknen zwei Methoden, nämlich: einige Pflanzen schälen gleich, nachdem die Frucht abgepflückt worden, den fleischigen Theil ab und trocknen die Bohnen mit der Hülse, welche dann, nachdem sie vollkommen trocken geworden, durch Stampfen leicht davon entfernt werden kann; andere trocknen den Kaffee mit dem fleischigen Uebergang, welche Mes-

thode vor der andern den Vorzug erhalten soll, weil hier der Kaffee nichts von seinem Gehalte verliert.

Einem Ausländer giebt eine Kaffeeplantzung bei Rio de Janeiro die sicherste Existenz; allein man muß dazu wenigstens ein Kapital von 6000 bis 8000 Thlr. mitbringen, welche man dazu anlegen kann.

Der Veteran aller Kaffeeplantzungen in Rio de Janeiro ist ein Herr le Sénè, welcher wegen Unglücksfälle in St. Domingo nach Rio de Janeiro gekommen ist. Bei ihm holt sich ein jeder Pflanzer Rat, wenn ihm irgendwo beim Anbau des Kaffees etwas auftrößt. Es ist ein würdiger alter Mann, der auf seinen Kaffeeplantzungen noch immer thätig ist und eines großen Rüss genießt. Er wohnt vier Stunden von der Stadt und ist sehr gut eingerichtet. Eine seiner Töchter ist in Rio de Janeiro an den russischen Vice-Konsul Herrn v. Külichen verheirathet.

Der brasiliatische Kaffee soll nicht vorzüglich sein, auch fand ich, daß der Kaffee in den Kaffeehäusern Rio de Janeiro's einen widerigen, ölichen Geschmack hatte, so daß ich ihn kaum trinken konnte.

## XXVIII.

Verfolgung meines Schicksals auch in Rio de Janeiro — Neger mit Dolchen — Meine Angst und Zetergeschrei — Rettung durch den Ausruf: Polici! — Ankunft bei den Hamburger Tischlern — Diebstahl — Spanier — Balken. —

Das Schicksal verfolgte mich auch in Rio de Janeiro auf jede nur mögliche Weise und machte mir dieses Land, in welchem dem Europäer weder Milch noch Honig, sondern nur Wermut fleutet, um so gehässiger. Ich war eines Abends in der italienischen Oper, die gewöhnlich um acht Uhr Abends beginnt und gegen Mitternacht endigt, und verließ sie noch vor Beendigung des Stücks, um meine, anderthalb Stunden vom Theater entfernt liegende, Wohnung noch vor Mitternacht zu erreichen. Als ich den halben Weg gemacht hatte, begegnete mir ein Neger, mit einem Stock bewaffnet, welcher immerwährend pfiff und stets hinter mir zu bleiben suchte. Ich suchte dieser verdächtigen Verfolgung, da ich ganz unbewaffnet und nicht einmal einen Stock bei mir hatte, dadurch auszuweichen, daß ich auf die andere Seite hinüber eilte, aber auch hier folgte mir das schwarze Ungeheuer. Hierauf blieb ich stehen und schrie: Va Diabolo! Er antwortete mir, gleich einem Echo, mit denselben Worten. Ich ging wieder, hielt mich jedoch immer an der rechten

Seite der Straße, woran kleine Häuser standen. Ich mochte ungefähr eine Viertelstunde gegangen sein, so sprang von der linken Seite der Straße hinter einem alten Gemäuer dieser schwarze Teufel, der mich bis dahin verfolgt hatte, mit dem Stock hervor, lief auf mich los und schrie: Vingtems! \*) Ich antwortete schnell: ni Vingtems. Hierauf stürzten noch drei Neger hinter dem mit Buschwerk besetzten Gemäuer, mit gezückten Dolchen hervor und auf mich los. Den Stockschlag des ersten Negers parierte ich durch einen schnellen Sprung auf eine Erhöhung, dicht an einem von den kleinen Häusern, wozu mir Todesangst Kraft verlieh, glücklich aus und riß mit der größten Gewalt die hölzernen Gitterfenster des Hauses aus ihren Krampen, und schrie dabei aus Leibeskräften: Polici! Polici! Die Neger flüchteten bei diesem Ausruf. Als ich dieses in der Dämmerung gewahrte, schrie ich noch ärger und schlug dabei mit der geballten Faust heftig an den innern vorgemachten Laden der abgerissenen hölzernen Gitterfenster. Die Neger entflohen, nahmen aber den Weg nach meinem Hause zu, welches noch eine gute Viertelstunde von meinem Stand- und Vertheidigungspunkte entfernt lag. Jetzt schrie ich auf Französisch, Lateinisch, Portugiesisch ic. man möchte mir die Thür öffnen; klapperte dabei mit dem Gelde in meiner Tasche und rief Gidalgo: (Edelmann)! allein umsonst, Niemand öffnete die Thür

\*) Eine kleine Münze, ungefähr 1 Gr. nach preußischem Gelde an Werth.

des Hauses vor dem ich stand und worin ich Licht erblickte, noch von denen in der Nachbarschaft. Ich lief hierauf zu andern Häusern und machte dasselbe Dettergeschrei, allein ohne Erfolg, die ganze Gegend war wie ausgestorben, nur ich stand, von Angst schwitzt rießend, allein in der Nacht, die Teufel mit den gezückten Dolchen jeden Augenblick wieder erswartend.

Was war zu machen? Nach meinem Hause zu gehen, hieß ich nicht für ratsam, weil die Reger den Weg dahin genommen hatten und vielleicht in der Nähe desselben auf mich harren, um ihren Versuch auf meinen Geldbeutel, durch einen Angriff auf mein Leben, noch einmal zu machen. Ich entschloß mich daher, zu den Hamburger Tischlern Hennig und Schulz, welche mit mir auf demselben Schiffe angelommen waren, zu gehen. Als ich vor ihrem Hause angelommen war, schrie ich aus Leibeskräften, man möchte mir die Thür öffnen. Es geschah; die Frau des Tischlermeisters Hennig machte die Thür auf und erschrak, als sie mich in einem völlig erschöpften Zustande, ganz von Schweiß triefend, vor sich siehen sah. Meine Ranquin-Beinkleider waren so naß, wie aus dem Wasser gezogen. Die Tischlermeister gaben mir zur Stärkung sogleich ein Glas Portwein, worauf ich denn mein Lager auf einer Hobelbank nahm, sehr gut auf diesen Schreck schlief und beim Tages-Anbruch wieder nach meinem Hause wanderte.

Mein Schwager, dem ich diesen Vorfall sogleich

erzählte, sagte mir, daß mein Geschrei um Hülfe hätte fruchtlos ablaufen müssen, weil erstens hier der Bürger den Edelmann nicht liebte und zweitens fürchte sich ein Jeder bei einem bloßen Geschrei um Hülfe in der Nacht, weil man den um Hülfe Rufen den nur für einen Dieb halte, der bloß die Gelegenheit benütze, um bei Eröffnung des Hauses schnell eindringen und etwas stehlen zu können. Hätte ich aber gerufen: All nomen dal re (im Namen des Königs), oder Fogo (Feuer)! so wäre Alles aus den Händen herausgekärtzt. —

Mein Schwager machte den folgenden Tag eine Anzeige dieses Vorfalls bei der Polizei und erfuhr, daß bereits einige Nächte gegen dreihundert herumlaufende und mit Dolchen bewaffnete Neger von den Patrouillen der Soldaten und von der Polizei aufgegriffen worden wären. Dergleichen Abentheuer sollen aber sehr selten geschehen; auch sollen die Neger sehr furchtsam sein, wenn man nur, mit einem Stock bewaffnet, dreist auf sie losgeht. —

Acht Tage nach diesem Abentheuer war ich des Abends bei dem würdigen Obersten und Brigadier des portugiesischen Ingenieur-Korps, Herrn von Caula, in dessen achtungswerten Familie ich manche glückliche Stunde während meines nur kurzen Aufenthaltes in Rio de Janeiro verlebte. Als ich gegen elf Uhr von dieser Familie bei meinem Häuschen ankam und es mit dem Schlüssel öffnen wollte, fand ich die Thür schon erbrochen und alle meine Habeligkeiten und etwasbares Geld entwendet, so

dass mir auch nicht das geringste Kleidungsstück, außer was ich auf dem Leibe hatte, übrig blieb. Die Koffer waren umgekehrt und die Papiere lagen zerstreut im Zimmer umher. Am Morgen wurde jedes entwendete Stück der Polizei in portugiesischer Sprache genau angegeben, allein ich habe auch nicht das Geringste davon wieder bekommen, obgleich die Uniform ic. leicht zu erkennen war.

Den Tag vor diesem Diebstahl, schickte mir jemand einen Bedienten, einen Spanier, zu, um ihn statt meines gehabten Emanuels in Dienst zu nehmen. Ich weigerte mich erst ihn anzunehmen, weil sein schmuziges Neukeres nichts weniger, als empfehlend war, allein der Empfehler drang so sehr in mich, dass ich mir gendächtig sah, diesen Menschen zu nehmen. Schon in der Nacht desselben Tages kam er nicht zu Hause und fand sich erst des Morgens gegen acht Uhr etwas betrunknen ein. Ich jagte ihn sogleich fort und den Abend darauf wurde ich bestohlen. Dieser Spanier war besonders daran kennlich, dass dr eine Arm weit kurzer als der andere war, aber ungeachtet dieses Kennzeichens und der thätigen Nachsuchung der Polizei in der Stadt, war er doch nirgends aufzufinden. Wahrscheinlich hatte er sich auf eines der Schiffe im Hafen geflüchtet, oder seinen Aufenthalt außerhalb der Stadt genommen.

Nach diesem zweiten Unglücksfall ging ich eines Mittags in der Stadt bei der Kirche St. Paula vorüber. Mit einem Male sahen alle Menschen auf mich und schrieen, und in dem Augenblicke fürgte

aus dem Glockenturm ein ungefähr zehn Fuß langer und vier Fuß starker Balken einige Schritte von mir herab. Alle diese sich hintereinander folgenden Unglücksfälle, wozu noch der verfehlte Zweck meiner Reise und mein Einbruch vor der Einschiffung in Hamburg gerechnet werden müssen, brachten mich zu dem Entschluß, Rio de Janeiro mit dem ersten Schiffe, welches nach Europa abgeht, zu verlassen, und dieses geschah bald darauf. Ich nahm von meinem Schwager und dessen Familie den zärliechsten Abschied und reiste nur in Begleitung meiner Tochter, da meine Reife noch bei seiner Mutter, meiner Schwester, zurückblieb, auf dem Handverschen Schiffe *Fortuna*, geführt vom Kapitän Klaus Hoop, nach Europa ab.

---

## XXIX.

Ueber den eigentlichen Zweck meiner Reise — Subsistenz in Rio de Janeiro durch Anlegung einer Kaffeeplantzung — Bittschrift an den König — Gunstbezeugungen des Königs gegen meinen Schwager — Richtbeantwortung der Bittschrift — Lebewohl dem Lande der zerschellten Hoffnungen und der Plagen!

Ehe ich nun meine Rückreise beschreibe, muß ich noch etwas über den eigentlichen Zweck meiner Reise nach

nach Rio de Janeiro, und über das Reichtum in dieser Hauptstadt sagen.

Der Zweck meiner Reise war, wie ich bereits oben in der Einleitung, S. 1., erwähnt habe, meine durch den Krieg 1806 und durch andre Familienvorhaltnisse zerrütteten Vermögensumstände wieder herzustellen, und hierzu hat man in Brasilien mehr Gelegenheit, wie in Europa; da man mit einem Kapital von 6000 bis 8000 Thalern sich in Zeit von fünf bis acht Jahren, wenn nicht kriegerische Ereignisse ic. eintreten, leicht eine jährliche Rente von 1500 Thalern verschaffen kann; nämlich, durch Anlegung einer Kaffeeplantzung, welche nach fünf Jahren aber erst die erste Erndte giebt. Man muß aber dabei auf Alles, was sonst dem Leben einen Nutzen giebt, Verzicht leisten und wie ein Einsiedler seine Zeit hinbringen, welches freilich dem Pflanzer von großem Nutzen ist, weil er dadurch sein mitgebrachtes Kapital nur in dem Grade angreift, als er es zur Anschaffung der höchst nöthigen Lebensbedürfnisse thun muß; denn in fünf Jahren darf er auf keine Einnahme rechnen.

Durch andre Erwerbzweige, als durch Kohlens brennerei ic.; oder durch Anpflanzung von Reis, türkischem Weizen, Gartenfrüchten, Obst ic.; oder durch Betreibung der Viehzucht ic., ist hier nicht viel zu gewinnen. Das Einzige sind bis jetzt nur die Kaffee pflanzungen in der Nähe der Residenz oder in einer andern bedeutenden, mit einem Hafen versehenen Stadt, als Pernambuco ic. Allein dergleichen Land ist in den Umgebungen von Rio de Janeiro.

auf sechs bis acht Stunden nicht mehr zu bekommen, weil bereits Engländer und Franzosen, die überall das Erstaunlichste für sich wegzulernen, davon Geist genommen haben.

Als ich dem Könige von Portugal durch den preußischen Gesandten Herrn Grafen von Flemming vorgestellt worden war, trug ich, wie ich schon oben, S. 112, erwähnt habe, die preußische Armee-Uniform der Kavallerie; bei dem baise-mais fand ich mich aber in schwarzer Civillkleidung ein. Der König kannte mich darin nicht wieder und fragte: „Qui êtes vous?“ Ich antwortete demselben: „Je suis le beau-frère de Silvestro Pinheiro.“ Der König wurde hierauf sehr freundlich, fragte nach einmal: wie mir das Land gefiele? Ob ich die Habe erfragen könnte und wo ich mich in seinem Lande niederlassen wollte? Auf die letzte Frage antwortete ich: in der Gegend der Hauptstadt, allein ohne die Unterstützung von Sr. Majestät wäre ich es nicht im Stande. — Der König sagte hierauf, als er meine Bluschrift, die ich in der Hand hielt, gehabt: „est ce que c'est la dedans; ce que vous souhaitez? nahm mir die Bluschrift ab, legte sie auf den herzlich ermahnten kleinen Tisch neben sich und sagte noch hinzu: „Bon, bon, je parlerai avec mon Ministre; je respecte beaucoup Votre beau-frère,“ und entließ mich hierauf sehr gnädig.

Der König hatte kurz vor meiner Ankunft in Rio de Janeiro meinen Schwager zum Kommandeur des Christordens ernannt und seiner Richtig, einer

geborenen Portugiesin von einundzwanzig Jahren, die sich bei dem Hofmarschall Herrn von Malzahn in Berlin aufhält, so wie seiner Tochter, einem Kinde von fünf Jahren, jeder eine lebenslängliche Pension von 250 Thalern, nach preußischem Gelde, ausgesetzt; auch hörte ich bei meiner Ankunft in Hamburg von dem portugiesischen Legationssekretär Herrn von Sylva, daß mein Schwager als Gesandter bei den vereinigten Staaten von Nordamerika ernannt worden sei.

In meiner Bittschrift an den Monarchen, bat ich um einen Vorschuß von acht Contos de Reis (ungefähr 12,000 Thaler nach preußischem Gelde), welche ich in einem Zeitraume von zehn Jahren nach und nach zurückzuzahlen mich verpflichtete, um damit eine Kaffeepflanzung anzulegen und meine Familie aus Europa kommen zu lassen.

Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich bei Niederschreibung des Letzteren vor dem Gedanken zitterte, der König würde mir meine Bitte gewähren. Ich wäre dann ein Opfer meiner Unternehmung geworden; denn ich hätte aus Pflicht gegen meine Familie Brüderlebens in einem Lande bleiben müssen, über das ich das Anathema schon so oft ausgesprochen und in dem ich mehr denn einmal unverhohlen gedusserd hatte: lieber in meinem Vaterlande ein armer, als in jedem ein reicher Mann zu sein; und sonderbar genug, dieselbe Neusserung habe ich auch bei meiner Zurückkunft in Hamburg in dem Brieze eines schon mehrere Jahre sich in Rio de Janeiro aufhaltenden Europäers an seinen Freund in Deutschland, der gleich-

falls mit der Auswanderungskrankheit geplagt wird, gefunden, welches für mich eine große Beruhigung war.

Da ich keine Antwort auf meine Bittschrift erhielt und es nicht allein den Ausländern so geht, sondern auch die Portugiesen und Brasilianer oft genug mit einer ewigen Hoffnung hingehalten werden, so machte ich ernstliche Anstrengungen zu einer Abreise, wozu mich die oben angeführten Unglücksfälle, die eingetretene Sehnsucht meiner Tochter nach ihrer Heimat und den zurückgelassenen, und der kleine Rest meines Geldes \*), welcher kaum zur Rückreise ausreichte, um so mehr bestimmten. Ich ließ mir von dem Herrn Grafen von Glemming ein Schreiben an Se. Durchlaucht den Fürsten Staatskanzler geben, worin das Nichtgelingen meines Vorhabens, als nicht meine Schuld, deutlich auseinander gesetzt worden, damit ich auch vor denjenigen gerechtfertigt erscheine, deren Vertrauen, Schutz und besonderem Wohlwollen ich Alles versanke. — Nachdem ich Alles geordnet hatte und mit dem Röthigen versehen war, sagte ich dem Lande

\* ) Den Leser muß ich hier in Kenntniß setzen, daß ich von den mir vom Staate gegebenen 3000 Thalern, die Hälfte zum Unterhalt meiner Familie und zu einigen andern Ausgaben z. B. in Berlin zurückließ und mit der andern meinen dreimonatlichen Aufenthalt in Hamburg, und meine Hin- und Rückreise nach Brasilien und den dort nochigen Ausgaben z. B. bestritt.

meiner verschwommenen Hoffnungen und meiner Plagen  
ein Lebewohl! —

---

### XXX.

Rückreise — Ladung des Schiffes — Fahrt  
aus dem Hafen — Ungeziefer und Lang-  
geweile — Süßes Wasser — Betragen  
des Schiffskapitäns Klaus Hoop —  
Vergleich mit dem Kapitän Doormann  
auf unserer Hinreise — Prügel und An-  
rede an die Schweine — Bosheit des  
Kapitäns gegen meinen Reisegefährten —  
Genehmen des jungen Kaufmanns —  
Zuvorkommenheit des Kapitäns gegen  
mich — Seekarte — Hudibras — Klug-  
heit und Klagen des Kapitäns. —

Meine Rückreise von Rio de Janeiro war nicht  
so angenehm, als die Hinreise. Bei dieser träumte  
ich mir noch Geenschlösser und bei jener waren sie  
zertrümmert und in ihren Ruinen saß ich mit leeren  
Ausichten und einem leeren Beutel! — Zum Glück  
war letztere bedeutend wohlfeiler als letztere; denn  
ich gab für mich und meine Tochter nur 360 preußi-  
sche Thaler, statt daß die Hinreise mich 600 Thaler  
kostete. Daß die Rückreise wohlfeiler war, kam das

her, weil das Schiff, die Fortuna, so mit Waaren beladen war, daß selbst die Kajüte mit Säcken voll Kaffee angefüllt war und nur noch ein kleiner Raum für die Reisenden übrig blieb. Meine Tochter hatte auch dieses Mal die kleine Kajüte des Kapitäns.

Die ganze Reisegesellschaft bestand, außer mir und meiner Tochter, nur noch aus einem jungen Kaufmann, der mit uns hingereist war, aber auch nicht in Brasilien bleiben wollte.

Das Schiff, ein Dreimaster, war stark und gut gebaut und war nur allein mit den Waaren des oben erwähnten Banquiers Koch in Rio de Janeiro beladen. Die Ladung bestand in unraffiniertem, sogenannten Kisten-Zucker, Kaffee, Häuten, Baumwolle &c. und betrug an zehntausend Centner nach preußischem Gewichte, so daß das Schiff tief im Wasser ging und die Fenster in der Kajüte auf der ganzen Reise mit starken Brettern verwahrt waren, so daß kein Wasser hineindringen und das Licht nur spärlich von oben hineinfallen konnte.

Den letzten Januar bekamen wir so viel Wind, daß wir aus dem Hafen herauskommen konnten. Raum hatten wir ihn aus dem Gesichte verloren, so blies der Wind stärker in die Segel. Dann hielten uns aber widrige Winde und eine gänzliche Windstille über acht Wochen auf, so daß wir erst am 3. April die Linie passirten. Eine unerträgliche Hitze, Muskulos, Baratten, Ameisen, welche uns erst in der Mitte des Mais verließen, und die höchste Langlebigkeit quälten uns auf das furchterlichste. Die

ganze Rückreise brachte wir bei gutem Wetter auf dem Verdeck zu, indem wir uns von einer Sonne auf die andre schien, um uns nur einigermaßen die Zeit zu vertreiben.

Wir hatten auf unserem Schiffe vierundzwanzig große Gaffer mit süßem Wasser, welches aus dem Springbrunnen auf dem Schloßplatz von Rio de Janeiro mitgenommen worden. Das Trinkwasser ist auf einer langwierigst Seereise das nochwendigste Bedürfnis, womit gleich aufangs sehr sparsam umgegangen wird. Regnet es, so wurde das Regenwasser aufgesangen und damit der Kaffee für uns und das Essen und der Thee für die Matrosen gekocht, um das Trinkwasser zu schonen. Ja es kann wohl einem Kapitän nichts Uebleres begegnen, als wenn ein andres stark bemannetes Schiff herangesezt kommt und süßes Wasser fordert. Es hilft hier kein Verleugnen, keine Entschuldigung einer noch so weiten Reise, er muß ihstens und thut er dies nicht gutwillig, so läuft er Gefahr, daß es ihm mit Gewalt genommen oder sein Schiff in den Grund geschwossen wird.

Der Kapitän Klaus Hoop, der die Fortuna, worauf wir uns befanden, befehligte, änderte sogleich sein Vertragen, als wir in das offne Meer gekommen waren, und behandelte uns so ziemlich wie seine Untergebene. Er sing das furchterlichste und unverstandlichste Plattdtdeutsch mit seinen beiden Steuermannen zu reden an, welches ich vor dem Auslaufen aus dem Hafen von ihm nie gehört hatte. Selbst

bei der Unterhandlung wegen des Ueberfahrs-Geldes in Rio de Janeiro, vermittelte ich bei ihm nie den auskündigen Ton, den man nicht nur den Fremden, sondern auch den Näherstehenden schuldig ist, und jetzt war er mit einem Male in einen ganz andern Menschen umgewandelt worden. Er war, vor lächerlichem Uebermuthe und Stolz, auf dem Meere geboten zu können, ganz ausgelassen.

Meine Tochter hatte in der kleinen Kajüte das Waschbecken von dem Kajütensjungen nicht gleich her aufrägen lassen; hierüber sprach er eine gute halbe Stunde und gab vor, daß unter dem Fußboden der kleinen Kajüte eine Menge Waaren lägen, welche beim Durchlaufen des Wassers verderben mühten. Dann brummte er für sich, die Treppe des Verdecks hinaufsteigend: „Dat hält man von de verfluchte Passagiers.“ — Nicht lange darauf zerplastete in der Kajüte ein kleines Fäschchen mit Brantwein, welches einige Tage einen unangenehmen Geruch verursachte; auch regnete es durch ein kleines Luftholch, welches zu zumachen vergessen worden, in die Kajüte, wos bei der ganze Fußboden überschwemmt war, und darüber sprach er kein Wort.

Meine Schwester hatte mir einen großen Vorrath an Wein, eingemachten Früchten, Schinken, Würsten &c. mitgegeben. Ich sagte daher zum Kapitän gleich im Anfange, als wir aus dem Hafen herausfuhren, daß der Schinken und die Würste bereits durch die Hitze angegangen wären und wir die guten schnell verzehren, die angegangenen aber den

Matrosen geben wollten. Hierauf antwortete er mir, indem er, als wenn er recht was Wichtiges hervorbringen wollte, den Kopf auf die linke Seite legte und dabei das linke Auge zu drückte: „Wie wolle se wat ....ten, dat können wie selber eten.“

Diese saubere Antwort von einem Schiffskapitän machte mich gestern vor der ferneren Unterhaltung auf der erst begonnenen langen Reise, und es schien mir daher das beste Mittel, um sich nicht in unangenehme Händel zu verstricken, ein jedes Gespräch mit ihm so viel als möglich zu vermeiden; auch war dazu, zu unserm Glück, nicht viel Gelegenheit; denn er lärmte und tobte den ganzen Tag über auf dem Deck mit den Matrosen, was uns auch nicht wenig auffiel, da wir dies bei unserer Hinreise von dem Kapitän Doorman nie gehört hatten, auf dessen Schiff überhaupt Alles sehr ruhig zuging. Dann prügelte er die drei mitgenommenen Schweine derb ab, wobei er ihnen vorher eine ordentliche Anrede hielt, gleich den Misselhätern, denen man vor dem Hochgericht noch einmal das Urtheil vorliest und ihnen dann den Kopf abschlägt oder sie aufknüpft. Drehete er den Rücken auf dem Deck, so lachten nicht nur die Matrosen über ihn, sondern auch seine beiden Söhne, welche gleichfalls Matrosen waren.

Nie habe ich einen sonderbareren Menschen gesehen, als diesen Kapitän Klaus Hoop. Sehr oft stellte er sich selbst ans Ruder, wie ein gemeiner Matrose; ja einmal sprang er am Ruder, gleich einem Unsinngigen, zwei Fuß hoch, und dies aus der Ursache,

weil unter der Linie entweder kein oder entgegengesetzter Wind war, und dabei schrie er: „Dat wet och de Dübel, dat hilft keen Beten und keen Fluchen, et kommt keen Wind.“

Für einen gebildeten Reisenden ist ein solcher Mensch ein Ungeheuer, und besonders, wenn er fünfzehn Monate mit ihm und gleichsam von ihm abhängend auf einem engen Raume zu bringen muß.

Auch einen nicht geringen Grad von Bosheit besaß unser Kapitän Klaus Hoop. Eines Abends, als er mit dem Ober- und Unter-Steuermann die Seekarte vornahm, um eine Berechnung von der Gegend, wo wir uns befanden, zu machen, welche in der Kajüte geschah, war ich auf dem Verdeck. Mit einem Male hörte ich einen entsetzlichen Lärm in der Kajüte und der Kapitän kam wie ein Rasent der auf das Verdeck mit den beiden Steuerleuten und schrie: der Neger! der Grünschnabel! will mi ut de Karte spioniren! — Ich fragte die Steuerleute, was vorgefallen sei? und erfuhr: daß der junge Kaufmann unten in der Kajüte am Tische geschrieben und dem Kapitän und ihnen nicht gleich Platz gemacht habe, damit sie die Karte über den Tisch hinstellen ausbreiten könnten; dabei sagten sie, sich gleichsam auch ein Ansehen und Gewicht gebend: „He will man truzen, mit Truz richt he bi uns nischt us, mit Gute alles“ und was vergleichen dummet Schnack mehr. Ich stieg herab in die Kajüte, um mich von der Wahrheit der Aussage der Steuerleute im Stillen zu überzeugen, und gewahrte, daß auf

dem Tische noch Platz genug war, um die Karte auszubreiten und daß es bloß Eigensinn und Bosheit von dem Kapitän war. Auf der Hinreise zeigte uns der Kapitän Doorman jedesmal den Punkt auf der Seekarte, wo wir uns befanden; dieser nicht ein einziges Mal auf der ganzen Reise, und ich hätte mir es nicht unterstellen wollen, obgleich ich mich nicht vor dem Riesen, — er war groß und stark, überhaupt von Figur und Gesicht ein hübscher Mann — dem Kapitän, fürchtete, die Seekarte in die Hand zu nehmen, um nachzusehen, weil dann das Loben und Lärmen auf der ganzen Reise nicht aufgehört haben würde.

Wegen des Auftrittes mit dem jungen Kaufmann, welches ein sehr stiller und bescheidener Jüngling war, verlor der Kapitän bei mir alles Vertrauen, obgleich ich ihm gleich von Anfang an nicht viel geschenkt hatte, und dies um so mehr, da er nach diesem Vorfall, der acht Tage nach unserer Abreise von Rio de Janeiro geschah, anfing mir eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, wo um so mehr sein schlechter Charakter durchblickte. Er ließ nun, unter der Gewissheit mich auf seiner Seite zu haben, dem jungen Kaufmann einen brasilianischen Affen krepiren und verglossen mehr. Der Kaufmann nahm sich aber bei allen An- und Ausfällen auf seine Person sehr gut; er beobachtete das stille Schweigen, sprach mit dem Kapitän bis auf den letzten Augenblick der Ankunft in Cuxhaven kein Wort mehr. Des Mittags am Tische und des Abends beim Thee brachte er nur

wenige Minuten zu und ging alsdann sogleich auf das Verdeck ic.

Die Aufmerksamkeit des Kapitäns gegen mich bestand nun darin: daß er mir ein Geschenk von ungefähr zwei Pfund portugiesischer Chocolade mit dem Bemerknen machte, daß mein zwar nicht unbedeutender Verlust doch nicht bis Hamburg ausdauern würde. Ich nahm dieses Geschenk, um Ruhe und Frieden auf dem Schiffe zu haben, an, zahlte ihm aber bei der Ankunft in Hamburg den Wert derselben. Er ließ mir ferner eine Angel machen, um zum Zeitz verreib fischen zu können, ich fing aber nie mit der Angel einen Fisch. Ich duferte, daß ein Bad unter der Linie, sowohl wegen der außerordentlichen Hitze, als auch wegen der oft eintretenden Windstille sehr angenehm und auch zweckmäßig sein müßte, sogleich ließ er mir ein großes Faß dazu einrichten. Bei einem solchen Bade muß man sich sehr in Acht nehmen; überhaupt nicht Baden, wenn keine Windstille eingetreten ist. Ich versah es einmal und badete mich bei einem nur geringen Wehen des Windes, und mußte diese Unvorsichtigkeit mit einer viertägigen Krankheit, wobei ich das Bett hüten mußte, um wieder in Transpiration zu gerathen, büßen.

Alle diese kleinen Aufmerksamkeiten des Kapitäns wären mir unter andern Umständen sehr angenehm gewesen, allein hier, wo der Grund in einer bösen Absicht gegen meinen Reisegefährten lag, waren sie mir sogar lästig. —

Als der Kapitän endlich sah, daß ich meine Un-

terhaltung mit dem jungen Manne, ungeachtet der Aufmerksamkeiten, die er mir bewies, nicht abbrach, so liehen auch diese bald nach, obgleich er sich übrigens sehr in Acht nahm, mir in irgend einer Art zu nahe zu treten, weil er wohl sahe, daß ich mich vor ihm nicht fürchtete.

Je näher wir Hamburg kamen, je mehr änderte sich der angenommene rauhe Ton unsers Hudibras, welchen Namen er von uns, in unserer Unterhaltung über ihn, erhalten hatte; er war sogar gegen den Beleidigten zuvorkommend, der aber seinen angenommenen Ton nicht änderte und ihm stillschweigend seine Verachtung gollte.

Um lächerlichsten erschien er uns, wenn er mit seiner Klugheit prahlte; er, der übrigens so bornire war, daß er nicht die nöthige Kunde von dem besaß, was in sein Fach gehörte, so lachte er mir einmal gerade ins Gesicht, als ich vom Cap verd sprach und dahin zeigte, wo es liegt. „Dat kenne ic̄ man nicht — sagte er — wo könne dat wol in de Welt sien?“ — Ihm war nämlich dieses Cap nur unter dem Namen der grünen Inseln bekannt.

Sein ewiges Klagen und Söhnen, daß das von Rio de Janeiro mitgenommene sühe Wasser, in vierzig und zwanzig Drhöft bestehend, nicht auf der Reise austrocknen würde, war unausstehlich. Es reichte nicht nur aus, sondern es blieb auch noch ein Drhöft Wasser bei unserer Ankunft in Hamburg übrig. Auf diese Weise quälte er nicht nur uns, sondern auch sich selbst.

## XXXI.

Kartoffeln — Stockfisch — Hamburger Rindfleisch — Kapitän — Ungeziefer — Skorpion — Zwieback — Butter — Thee, Theewasser — Kurieren auf Seemanier.

Acht Tage nach unserer Abreise von Rio de Janeiro fingen schon die vorrätigen Kartoffeln auf dem Schiffe an auszuschlagen, und konnten bald darauf nicht mehr gegessen werden. Ein großer Verlust für uns, weil wir ein sehr gutes schmackhaftes Mittagsbrod, welches auch in Berlin zu den köstlichsten Gerichten gehört, dadurch entbehren mußten; nämlich Stockfisch in Butter mit Kartoffeln. Ohne Kartoffeln war der Stockfisch nicht gut zu genießen; auch gab der Kapitän, um das Wasser zu schonen, uns und den Matrosen keinen Stockfisch mehr, weil er zu sehr den Durst erweckte.

Es war kein Wunder, daß sich die Kartoffeln nicht hielten, weil sie bereits auf der zweiten Reise waren; die erste hatten sie von England nach Rio de Janeiro gemacht. Es befand sich darunter eine Art ganz kleiner Kartoffeln, welche sehr süß schmeckten.

Das Hamburger gesalzene und geböckelte Rindfleisch war bei der langen Hin- und Zurückreise vorzüglich geblieben. Das Salzfleisch wurde zuletzt gesalzig, so daß es mit Essig begossen werden mußte. Der Kapitän lobte besonders dieses Fleisch jeden

Wietag und sprach oft eine halbe Stunde darüber, so daß es uns zulegt vorkam, als wenn wir in einem Hörsaal einer Vorlesung über die Kunst: Bökel Fleisch lange gut zu erhalten, beiwohnten.

Eigenlich heißen die Schiffskapitäns nur schlechtweg Schiffer, wie ich in ihrem Reglement selbst gelesen habe. Den Namen Kapitän, auf Plattdeutsch Käptain, haben sie sich selbst beigelegt. Sie sind nur Kreaturen der Kaufleute, in deren Gold sie stehn. Es giebt darunter Einige, so wie auch unser Klaus Hoop, die ein kleines Kapital im Betriebe des Schiffes oder vielmehr einen Schiffsantheil haben, viele dieser Kapitäns müssen aber, aus Noth gezwungen, oder wegen nur geringer Schiffahrt, wie der Steuerleute werden und sinken daher vom Besitzhaber sehr schnell zum Gehorchnoden herab. —

Um meistens Bewunderung verdienten die schon oben, S. 198, erwähnten Inselken, welche auf alle nur mögliche Weise beschäftiget waren, einem das Leben in dem öden und engen Schifftraume noch mehr zu verbißern; besonders war dies der Fall bei einer eingetretenen Windstille unter der Linie, wo schon ein dumpfes Schweigen herrschte und unser Schiff einem Kloster à la Trappe nicht unähnlich war; denn kein Mensch sprach, selbst die Matrosen haben starr vor sich hin, weil keine Ausicht war, von der Linie fortzukommen.

Die abscheulichen Muskitos hausten auf dem Deck und hästeten sich in den Schlafzindern verdeckt auf, um des Nachts mit ihrem Peinigen zu

beginnen. Hierzu gesellten sich nun eine ungeheure Menge Ameisen, Flöhe, Wanzen und Garatten; dann eine große Anzahl Mäuse, welche mit ihren spitzen Zähnen die Proppen von den Weinbouteillen abknäpsten und den Wein herauszogen. Der Oberschneermann fand sogar einmal einen Skorpion in seiner Soje.

Nach zwei Monaten waren in den Zwiebäcken mehrerer Fässer ½ Zoll lange Würmer. Ein großer Theil dieses Zwiebacks mußte daher den Schweinen, die wir am Bord hatten, gegeben werden; die übrigen noch brauchbaren wurden geöffnet, mit einer Bürste rein gemacht und den Matrosen gegeben. Wir hatten sehr schöne Hamburger Zwiebäcke und auch Butter, welche der Kapitän von dort mitgenommen hatte. Letztere erhielt sich auf der Reise in steinernen Töpfen ungemein frisch, obgleich sie bei der Ankunft in Hamburg elf Monate auf dem Meere und in einer beinahe unerträglichen Hitze gewesen war, nämlich drei Monate auf der Hinreise, drei Monate im Hafen von Rio de Janeiro und über vier und einen halben Monate auf der Rückreise.

Des Abends gegen sieben Uhr wurde auf dem Schiffe eine große Terrine mit Thee gebraust. In diesen heißen Thee wurde der erst von einander gesbrochene Zwieback getaucht; nachdem der Thee etwas eingezogen, ließ man den Zwieback kalt werden und schmierte dann die frische Butter darauf. Der Geschmack eines solchen präparirten Butterbrodes war köstlich.

köstlich und es war wirklich noch das Einzigste auf dem Schiffe, welches man mit Appetit aß.

Ein sehr gutes Getränk auf dem Schiffe war auch das sogenannte Theewasser, welches besonders in der Hitze, als Limonade, gute Dienste leistete und Kranken auch auf dem festen Lande empfohlen werden kann. Es wurde gleich nach dem Mittagessen mit wenig Thee bereitet und in vier Kannen auf den Tisch gestellt, wo man es nun kalt oder lauwarm, je nachdem man es für gut fand, genießen konnte. Es ist freilich ein widerliches Getränk, da es ohne Zucker genossen wird, allein wenn man sich einmal daran gewöhnt hat, so schmeckt es zuletzt erträglich genug; ja ich gestehe, daß mir die schönste Limonade nicht so angenehm schmeckte, als dieses ganz einfache, außerst gesunde und schnell den Durst stillende und die Hitze mildernde Getränk.

Bei dem Theewasser äußerte sich unser Kapitän originell genug, er sagte: „Wird einer krank, das ist Seemanier (ein Lieblingsausdruck unsers Hudibras, welcher immer bei dem dritten Worte vorkam), so kuriren wi ihn flugs mit Theewater und Grüze, weiter krigt he nisch zu freten!“ —

## XXXII.

Medizinkästen mit Mixturen, Essenzen &c. wider allerhand Krankheiten — Aeskulaps — Delphine und deren Vergiftungen — Anekdoten — Gefahren auf der Reise — Schiffsdienst — Angst des Kapitäns bei Annäherung eines Schiffes — Vorkehren — Wirbelwind — Vorgespiegelter, aber nie eingetroffene Gefahren — Strümpfe und Hemden. —

Jeder Kapitän führt einen kleinen englischen Medizinkasten mit Mixturen, Essenzen, Pillen &c. mit sich, welche gegen alle Krankheiten, gleichviel, von welcher Natur sie auch sein mögen, helfen; auch für Wunden und andere duhere Schäden giebt es in diesem Kasten Salben, Pflaster &c.; dabei hat er eine schriftliche Anweisung, auf welche Art eine jede Krankheit kurirt werden und wie man die Arzneien einnehmen muß. Auf eine solche ärztliche Hülfe, so gepriesen sie auch von der Schiffsmannschaft wurde, mag ich mich dennoch nicht verlassen; besonders bei bedeutenderen Krankheiten, als eine bloße Seekrankheit. Die Kapitäne geben sich als Aeskulaps selbst ein großes Gewicht, so wie überhaupt in Allem, weil sie Alles zu verstehen glauben. —

Wir hatten eine Menge Aufsässinen, Ananasse &c. mit auf der Reise genommen, allein nach vierzehn Tagen war die Hälfte davon verdorben und ungenießbar.

Die Matrosen fingen einige Delphine mit Harpunen und richteten sie zu. Sie haben beinahe den Geschmack des Lachses, nur sind sie nicht so fett. Ehe diese Fische starben, wechselten sie viermal ihre Farbe, nämlich das glänzende Hellsblau ging in's Dunkelblau, dieses in's Gelbe und dieses wieder in's Grüne über, welches einen herrlichen Anblick gewährte.

Beim Kochen eines Delphins wurde jedesmal aus Vorsicht, daß er Gift bei sich haben könnte, ein spanischer Thaler in den Delphin gesteckt, welcher mit Kochen mußte; wurde nun dieser Thaler schwarz, so war der Delphin vergiftet und wurde ins Meer geworfen, geschah dies nicht, verzehrte. Nach der Aussage des Kapitäns, sollen sie sich im ersten Galle an einer Kupferbank, die es im Meere geben soll, aufgehalten haben. Der Kapitän erzählte zum Beweise des Vergiftens folgende Anecdote, die ich ihm hier wörtlich nacherzähle, weil ich wohl weiß, daß die Schiffskapitäns gleich den Weidemannern das große Messer führen.

Vor einigen Jahren befand sich ein Schiff in der Gegend der Linie, worauf sich die Matrosen auch mit dem Fangen der Delphine vergnügten. Als sie eine kleine Anzahl erhascht hatten, wurden sie von dem Koch des Schiffes, ohne vorher einen Thaler hinein zu legen, zubereitet und von dem Kapitän und sämtlichen Matrosen genossen. Der Kapitän und die sämtliche Schiffsmannschaft, mit Ausschluß des Kochs, der nichts von den Delphinen gegessen hatte,

starben. Dieser, welcher nun ganz allein auf dem Schiffe war, wäre auch gewiß die sichere Beute des Todes geworden, da er das Schiff allein nicht zu regieren im Stande war, aber glücklicher Weise zeigte sich nach wenigen Tagen ein anderes Schiff. Der Koch gab sogleich durch einige Rothschüsse und durch Aufsteckung der Flagge ein Signal, wobei das fremde Schiff schnell herbei eilte und er mit der ganzen Ladung gerettet wurde.

Eine andere von ihm erzählte glaubwürdigere Anecdote ist folgende: Vor gleichfalls einigen Jahren sah der Steuermann eines Schiffes etwas Auffallendes im Meere, ohne es in der Entfernung durch ein Schrrohr unterscheiden zu können; er rief sogleich den Kapitän und die Matrosen herbei und alle sahen gleichfalls durch das Schrrohr, ohne den Gegenstand, der einem Meerungeheuer nicht unähnlich sah, zu erkennen. Es wurde nun beschlossen, mit großer Vorsicht näher heran zu segeln, und siehe da, das geträumte Ungeheuer war ein von einer Wasserhose umgeworfenes Schiff, welches sich noch auf der Oberfläche des Wassers erhalten hatte. Man segelte nun heran und der erste Steuermann begab sich auf einem Boote zu dem verunglückten Schiffe. Mit einem langen Schiffshaken zog er einen Mantelsack aus der Kajüte und mit dieser einzigen Beute begab er sich wieder auf das Schiff zurück. Der Kapitän ließ sogleich den Mantelsack öffnen und fand darin das Bildniß seines Freundes, dem der Mantelsack angehörte, nebst mehreren Briefen nach Amerika.

Nach dem Inhalte dieses Mantelsacks und anderen nachher eingezogenen Nachrichten, befanden sich in der Kabüte dieses Schiffes vierundzwanzig Reisende, worunter auch der Freund des oben erwähnten Kapitäns, und diese, nebst dem Kapitän und den Matrosen des verunglückten Schiffes, waren eine Beute des Todes geworden.

Es ist freilich wahr, daß die Gefahren auf einer solchen Reise groß und vielfältig sind, allein sie sind doch nicht so groß, wie sie im Allgemeinen ausgeschrieen werden. Wie viele Schiffe kommen nicht glücklich nach Amerika und auch wieder zurück. Auf der Ostsee, dem Cattégat ic. ist der Reisende ungleich mehreren Gefahren ausgesetzt.

Der Schiffsdienst ist sehr beschwerlich und kann wohl den Kapitän und die Mannschaft zum Unwillen treiben. Alle vier Stunden löst sich der Kapitän mit dem ersten Steuermann auf dem Verdeck Tag und Nacht ab. Der zweite Steuermann leistet jedesmal, wenn der Kapitän die Wache hat, Dienste.

Wenn eine Bö, oder Regenwolke, wobei sich gewöhnlich ein heftiger Wind erhebt, kommt, so kann es der Schiffskapitän, oder der erste Steuermann, welcher von beiden gerade die Wache hat, sehr leicht versehen, wenn er die Segel nicht geschwind genug einziehen läßt; denn zuweilen kommt eine solche Regenwolke, vom Sturm getrieben, sehr schnell, so daß die Matrosen die vom Winde aufgesblasenen und daher stark angespannten Segel mit Anwendung aller Kräfte nicht einziehen können, und

dann das Schiff Gefahr läuft, durch den Wind, wegen der Segel, umgerissen zu werden.

Wenn unser Hudibras (Schiffskapitän) ein Schiff von Ferne kommen sah, so verlor er gleich alle Ge- genwart des Geistes, obgleich er dabei pfiffig genug war, dies so viel als möglich zu verdecken; ich wußte aber, trotz seiner sorgirten Standhaftigkeit, jedesmal die wahre Furcht von der bloßen erheuchel- ten zu unterscheiden; denn ich sah ihm bei jeder Aus- herung von einer nahen Gefahr sogleich scharfins Gesicht, wo ich ersterer an der Veränderung der Gesichtszüge bald bemerkte. Zum Glück traf eine wirkliche Ge- fahr nie ein, auf welche ich immer vorbereitet war; denn bei der Annäherung eines Kapers hätte ich meiner Tochter sogleich die Kleider des Rajütens- Jungen anziehen lassen und sie übrigens so verstellt, daß man sie nicht als Frauenzimmer würde erkannt haben. Außer dem Koffer von meiner Tochter hatte ich weiter nichts mehr zu verlieren, als einen einzigen schwarzen Frack, den ich mir vor meiner Ab- reise in der Geschwindigkeit in Rio de Janeiro hatte machen lassen, um mich bei dem Könige beurlauben zu können; der dänische Gesandte ließ mir hierzu einen Chapeau à claque mit goldenen Kordons.

Kömmt ein Kaper und überwältigt dasjenige Schiff, welches ihm begegnet und worauf er sogleich, wenn er es nach einem schnellen Ueberblick nicht an Mannschaft überlegen findet, Jagd macht, so nimmt er nicht nur den größten Theil der Lebensmittel, sondern auch alle Sachen von Werth mit. Ja, die

Kaper, Insurgenten und wie diese Räuber alle heißen und sich einen Namen geben, Kleiden sogar die Reisenden aus und plündern sie. Nach der Verfolgung des Kapitäns Doormann, eines glaubwürdigen Mannes, ist er auf einer Reise nach St. Tomas in Zeit von drei Wochen zweimal von zwei verschiedenen Käfern ausgeplündert worden, so daß er, außer einer alten Jacke, die ihm die Räuber gelassen, auch nicht das geringste Kleidungsstück bei seiner Ankunft in St. Tomas behalten hatte. Das schlimmste ist die Wegnahme des süßen Wassers, wie schon oben, S. 199, angeführt worden, besonders wenn das Schiff noch einige hundert Meilen von einem Ankerplatz entfernt ist.

Einer zweiten Gefahr, welche jedoch selten eintrifft, ist das Schiff ausgesetzt, wenn es auf dem Meere sehr finster ist und ein anderes, vom Sturme getriebenes, Schiff dagegen läuft, wobei beide sich der Gestalt zerstoßen können, daß an Ausbesserung nicht zu denken ist, und sich die Mannschaft, Reisende ic. nur schnell auf die Böte retten müssen, weil das Wasser dann mit Macht eindringt und das Schiff mit der ganzen Ladung in den Grund fährt. Außer diesen beiden angezeigten Gefahren giebt es auf dem offnen Meere, außer einem Sturme, keine; nur bei den Häfen und wo Sandbänke, Felsen ic. sich im Meere befinden, welche Stellen die erfahrenen Seelute aber schon kennen, muß Vorsicht gebraucht werden. —

Wirbelwinde ereignen sich selten, entstehen sie,

so sind sie den Schiffen gefährlich. Auch wenn die See bei starkem Sturme sehr hoch geht und die Wellen stark gegen das Schiff anschlagen, so kann dieses, wenn es nicht stark gebauet ist, leicht zerstagen werden, wo dann auch keine andere Rettung übrig bleibt, als sich den stürmischen Wellen auf Böden anzuvertrauen, die in der größten Schnelle aus dem Schiffe in's Wasser gelassen werden müssen; oft gelangt man glücklich zu einem andern Schiffe oder ans Land, jedoch zum öfteren wird man mit dem Boote von den Wellen verschlungen.

So lange ich auf dem offenen Meere und nicht in der Nähe von Inseln ic. war, hatte ich auch keine Besorgniß; selbst bei dem großen Sturme, den wir späterhin hatten, blieb ich ruhig, nur war es höchst unangenehm, nie recht zu wissen, in welcher Gegend man sich befand, weil der Kapitän aus reiner Richtswürdigkeit uns nie damit bekannt machte und uns auch die kleinste Gefahr stets groß und mit den schwärzesten Farben malte.

Nach vielen vergeblichen Wünschen passirten wir endlich am 3. April die Linie, indem ein ziemlich starker Wind unsere Segel schwollte. Wir brachten auf dieser Strecke vierundsechzig Tage zu, die wir bei günstigerem Winde höchstens in zwölf Tagen zurückgelegt haben würden.

Wir waren sehr unglücklich weiter keine Bücher, als nur die Reisen des jungen Anacharsis zu besitzen, welches Buch ich zufällig auf dem Schiffe fand und wohl zehnmal durchgelesen habe. Allein

oft war man auch gar nicht zum Lesen aufgelegt; denn man konnte stundenlang auf dem Verdeck an eine Tonne gelehnt dem Spiele der Wellen zuschauen, wobei oft der Geist ganz abwesend war. Meine Tochter war, außer der Sehnsucht nach ihren Geschwistern, noch am glücklichsten, sie konnte gut schlafen und hat auf der ganzen Reise zwanzig Paar Strümpfe gekriegt und zwölf Hemden genäht.

---

### XXXIII.

Vorausberechnung der Ankunft in Hamburg  
 — Hayfisch — Säugefisch — Zahl der  
 gefangenen Fische auf der Rückreise —  
 Weiß- und Schwarzsauer — Klöße —  
 Pannekuken — Pudding — Hochbeinige  
 brasiliianische Hühner.

Nachdem wir die Linie hinter uns hatten, erblickten wir ein Schiff in der See, in der Größe eines Punktes, welches uns ein ganz neues Schauspiel war, da wir über zwei Monate, außer Delphinen, welche in der Nacht einen phosphorartigen Schein von sich geben, und andern Fischen, Inseln usw., auch nicht das Geringste von Bedeutung auf dem Meere geschen haben.

Wir zählten nun jeden Tag, an welchem wir wohl in Hamburg eintreffen könnten; denn der dritte Theil

des Weges war schon zurückgelegt. Die Schiffskapitäns hören solche Vorausberechnungen nicht gern; auch das sichere Rechnungsmachen auf günstigen Wind ic.; wahrscheinlich weiß ein jeder aus Erfahrung, wie oft er schon in solchen Hoffnungen getäuscht worden ist. —

Die Matrosen fingen eines Tages mit einem großen eisernen Angelhaken, der an einem langen und starken Stricke befestigt worden, und woran als Köder eine Menge getrockneter Stockfische, Knochen, Lappen von Segeltuch ic. gebunden waren, einen Haifisch. Man sieht diesen Fisch schon von weitem sehr langsam angeschwommen kommen, weil er sehr träge ist. Sobald er diesen Köder gewahrte, so schnappte er danach und verschlang ihn; er wurde nun von den Matrosen mit großer Körperanstrengung auf das Verdeck gezogen, wobei er sich gewaltig widersegte. Man hieb ihm gleich mit einem Brile den Schwanz ab, damit er sich verbluten sollte; dann wurde er aufgeschnitten, wobei er noch mehrere Male über vier Fuß in die Höhe sprang, und das Eingeweide herausgenommen, wo man eine Menge Fische von verschiedener Art und Größe fand, die zwar tott, aber noch ganz unversehrt waren. Auch nachdem der Haifisch sich fast ganz verblutet hatte und gänzlich ausgenommen worden war, sprang er doch noch einige Male den Matrosen bis an die Brust, welches unglaublich scheint, allein ich habe es selbst gesehen und kann es daher gewissenhaft anführen. Der Rückgrat dieser Thiere ist so stark, daß

man daraus einen tüchtigen Stock in der Dicke eines spanischen Rohrs, auch kleine Steine zum Damenspiel dreheln kann. Die Haut desselben, welche im Handel Fischhaut genannt wird, ist sehr scharf und dient, das Holz zu Röbeln und andren feinen Arbeiten wie mit einer Feile glatt und eben zu machen.

Merkwürdig war mir auch ein kleiner Säugefisch, welcher auf dem Rücken eines andern gefangenem Haußfisches saß. Dieser Säugefisch hat die Größe, überhaupt die Gestalt der Karauschen und ist der Feind des Haußfisches, welcher sich von ihm, wegen seiner Unbeholfenheit, nicht befreien kann; er saugt ihm das Blut ab.

Auf unsrer ganzen Rückreise hatten wir zehn Delphine, sechs Haußfische und vier Boniters gefangen; letztere haben die Größe der Delphine, nur ist das Fleisch dürr und geschmacklos und gleich dem schlechten Kindfleische. Auch zwölf fliegende Fische wurden von den Wellen auf das Verdeck geworfen.

Das erste von den aus Brasilien mitgenommenen drei Schweinen wurde gleich, nachdem wir die Linie passirt waren, geschlachtet. Das frische Fleisch davon war für uns eine wahre Delikatesse, da wir uns so lange mit gesalzenem und gebacktem Fleische hatten begnügen müssen; auch schmeckte es sehr angenehm, weil die Mast aus Erbsen, verdorbenen Kartoffeln, verdorbenem Zwieback &c. bestand. Ein solches Schwein reichte beinahe vierzehn Tage aus. Es wurde nämlich von einem großen Thell des Fleisches Weiß- und Schwarzsauer gemacht, ein

**Lieblingsgericht des Kapitäns**, wozu große in Wasser geknetete Klöße von sehr schönem Weizenmehl, welches der Kapitän aus Hamburg mitgenommen hatte, gegeben wurden, die aber einen eisernen Magen zur Verdauung erforderten, wenigstens bekamen sie mir sehr übel. Der Kapitän, ein gewaltiger Esser oder vielmehr Fresser, fand diese Klöße ebenfalls sehr unverdaulich, und nannte sie Magenpflaster, verzehrte aber dennoch fünf bis sechs Stück, statt wir bei einem wahren Heißhunger kaum jeder einen verzehren konnten.

Eine andre Mehlspeise wurde auf plattdeutsch **Pannekuchen**, (Pfannenkuchen) genannt und bestand aus demselben feinen Mehle und etwas Butter, und wurde wie ein Eierkuchen, jedoch drei übereinander gelegt, gebacken. Mit etwas Zucker bestreut ließ sich dieses Gericht schon essen. Ein andres ziemlich gutes Gericht bestand aus Reis und Hamburger Böckfleisch; allein der sogenannte Pudding, eine Lieblings- und Sonntagspeise der Seefahrer, und welcher auch in der Woche dann und wann als eine Begünstigung gegeben wurde, wollte mir nicht behagen. Er bestand aus Mehl, Wasser und etwas Butter, und wurde des Morgens um neun Uhr in unsrer Gegenwart in der Kajüte von dem Obersteuermann zusammengerührt; dann die Masse in einen weißen leinwandnen Beutel, in Form eines Cylinders, gestopft und zwei Stunden in Seewasser gekocht. Dieses Gericht schmeckte wie Buchbinderkleister. Hierzu wurde nun noch eine Sauce von altem Schweinfett gegeben.

Von diesem merkwürdigen Gerichte mußte man etwas genießen, that man es nicht, so erhielt man ein sehr ungnädiges Gesicht. Dasjenige, was von diesem Gerichte übrig blieb, wurde in kleine Scheiben geschnitten, diese in Butter gebraten und des Abends zum Thee als eine Delikatesse aufgesetzt. Auf diese Weise zugerichtet ließ es sich noch eher genießen.

Das zweite Schwein sollte bald darauf, als das erste verzehrt war, geschlachtet werden, allein es erhielt Krämpfe und mußte über Bord geworfen werden, und so wurden wir um die Hoffnung, recht bald wieder frisches Schweinfleisch zu essen, bestrogen.

Meine Schwester hatte mir bei meiner Abreise von Rio de Janeiro zwanzig hochbeinige Hühner mitgegeben, die aber größtentheils starben. Sonderbar, daß sie sich vorher mit dem Schnabel den größten Theil der Federn ausrupften. Sie hatten sich alle wund gesessen und waren, ungeachtet der sorgfältigsten Pflege von Seiten des Kapitäns, welches ich ihm wieder zum Lobe nachsagen muß, so mager und dürr als ein Gerippe. Ich hatte in Rio de Janeiro Mais zum Futter für sie eingekauft, weil weder Gerste noch Hafer zu bekommen war und dieses Futter muß ihnen bei dem zweimonatlichen Aufenthalte unter der Linie zu hizig gewesen sein. Die brasilianischen Hühner sind auch sehr begierig nach Mais und wo sie nur ein Stückchen davon wittern, scharren sie es mit ihren Pfoten aus und verschlingen

es. Von den europäischen Hähnern habe ich dieses noch nicht gesehen. —

---

### XXXIV.

Entgegengesetzter Wind — Affe — Vertraulichkeit des Affen mit einem Huhne — Todt beider — Sturm — Nachlaß des Sturms — Wellen — Witz des Kapitäns — Untergehende Sonne — Freude über die Ankunft eines Schiffes — Gefahr — Burzelbaum des Kapitäns.

Nachdem wir die Linie bereits vierzehn Tage passirt waren, stellte sich ein entgegengesetzter Wind ein, der unser Schiff nach West-Indien trieb.

Einer der merkwürdigsten Vorfälle auf dieser Rückreise, war derjenige mit dem bereits oben erwähnten und durch die Schuld des Kapitäns und der Matrosen krepirten Affen, welcher meinem Reiseges führten, dem jungen Kaufmanne, gehörte. Dieser Affe wurde aus hämischer Absicht von dem Kapitän, den Steuerleuten und den Matrosen unaufhörlich geschnickt. Da nun dieser Affe das Diebesorgan im höchsten Grade besaß, so ließ ihn der Kapitän oft frei herumlaufen; wenn nun die Matrosen bei gutem Wetter des Mittags auf dem Verdeck ihre Grüße ic.

aben, so kam der Affe ganz leise herangeschlichen, sah sich überall um, ob die Matrosen beschäftigt waren, und fraß dann eiligt von der Grüze. Erstapsen sie ihn nun dabei, so wurde er jämmerlich geprügelt, so daß das Geschrei des armen Thieres mich jedesmal tief schmerzte. Anfangs des Mais wurde der Affe sehr frank, welches wahrscheinlich von der plötzlich eingetretenen Kälte herrührte, die so empfindlich war, daß man des Nachts sich kaum unter mehreren Decken erwärmen konnte. Der arme Affe zitterte immerwährend wie ein Espanaub und wurde von dem Kapitän mit einem einzigen noch übrig gebliebenen, wohl gemüsterten europäischen Huhne, in einen großen Käfig eingesperrt. Im Anfange konnte sich der Affe mit dem Huhne nicht gut vertragen, allein zulegt wurden sie so vertraut mit einander, daß das Huhn den Affen, welcher von Tage zu Tage elender wurde, mit seinen über ihn ausgebreiteten Flügeln erwärmte. Nahm man den Affen aus dem Käfig heraus, so kakelte das Huhn so lange, bis man ihn wieder zu demselben hineingesetzt hatte. Endlich starb der Affe auf dem Schooße meiner Tochter. Das Huhn vermisste ihn, wurde frank, sichtbar mager und mußte schnell geschlachtet werden, um dem nicht mehr fernen Tod zuvor zu kommen. Der Affe wurde nun von meiner Tochter in ein wollnes Zeug gewickelt und über Bord geworfen. Noch vor seinem Ende reichte ich ihm in warmen Thee eingetauchten Zwieback, allein er schüttelte mit dem Kopfe und machte eine Pantomime, welche anzudeuten

schien, daß er sein nahes Ende fühle. Wahrlich diese Szene war erschütternd. Er wurde übrigens heimlich über Bord geworfen, um dem Kapitän und den Matrosen so lange als möglich seinen Tod zu verschaffen, damit sie ihre Schadenfreude nicht so schnell an den Tag legen könnten.

Am 22. Mai begann in der Gegend der azotischen Inseln ein heftiger Sturm, welcher drei Tage anhielt. Das entsetzliche Geheule des Windes und das Anschlagen der Wellen an unsere Kajüte, welches wie eine dumpfe Kanonade klang, setzte uns in Furcht und Schrecken; besonders da wir immer glaubten, daß durch die Gewalt der Wellen die Schiffswände zerschmettern würden. Der Kapitän stieg zu uns mit den Worten in die Kajüte herab: „Nun lat et man up gut Glück gehen, dat Schiff kann ic nich mehr regieren.“

Die See ging während des dreitägigen Sturmes sehr hoch und die Wellen schlugen über das Schiff zusammen und drohten es zu verschlingen. Die Matrosen hielten sich auf dem Verdeck an den Lauwerken. Der Kapitän ließ uns während des Sturmes nicht auf das Verdeck, um nicht von den Wellen mit fortgerissen zu werden.

Als wir nach drei Tagen wieder aus unserm Kerker befreit wurden und auf das Verdeck gehen konnten, um frische Luft zu schöpfen, so gewahrten wir den Nachlaß des Sturmes. An der einen Seite des Schiffes war die starke Verkleidung mitten von einander gesplittet, obgleich die Bretter über einen

Zoll

Zoll dick waren; auch war die Thür der Küche, gleichfalls von starkem Holz, von der Gewalt der Wellen zersplittet.

Auch nach dem Sturme thürmten sich noch einige Tage die Wellen, welches einen furchtbaren Anblick gewährte. Selbst bei gänzlicher Windstille und dem schönsten Sonnenscheine, thürmten sie sich an den Seiten gleich Felsen und brachen sich zuweilen auf dem Verdeck, wo dann das Wasser durch die Minnen und Löcher auf dem Verdeck des Schiffes gleich wieder abließ.

Unser Hudibras (Kapitän) hatte auch wieder manches Gute. So kam er bei dem Sturme einmal in die Kajüte und sagte zu mir in hochdeutscher Mundart: Sehen Sie, was man Alles aussehen muß, damit der Kaffee in Berlin noch einmal so thener, als in Brasilien verkauft werden kann. Diese wirklich treffende Bemerkung kontrastirte übrigens sehr mit seinem sonst sehr wässrigen Witz.

Ein wahres Stärkungsmittel war mir die untergehende Sonne auf dem Meere. Oft wenn ich den Träumen meines Schicksals nachhing oder von bangen Sorgen gequält den Ruth verlor, so raffte ich mich am Abend schnell auf, lief auf das Verdeck und sah in die untergehende Sonne, und jedesmal lehnte ich gestärkt gegen die noch zu erwartenden Stürme des Schicksals wieder in die Kajüte zurück. Ich kann diese, bei mir nie ohne Erfolg gebliebene, Erfahrung, die ich auf dem Meere beinahe alle Abende, nachdem ich mich am Tage mit schwarzen Bildern über meine und meiner vier Kinder Zukunft

gequält hatte, mache, jedem empfehlen, dem ein gleiches oder ähnliches Schicksal wie mir zu Theil wurde.

Bei den sich oft thürmenden Meerestwogen ging das Schiff einigemal sehr schräg; ich setzte mich das her bei Tische hinter dem Stuhle meiner Tochter und lehnte den meinigen an die Wand, um mit meinen Knieen mich gegen den Stuhl meiner Tochter zu stemmen, weil auf ihrer Seite sich gerade die Abschüssigkeit des Schiffes befand. Meine Tochter langte mir das Essen über ihren Stuhl zu. Als der Kapitän dieses gewahrt, mache er sich darüber lustig und sagte: Dat is nischt, dat is mi nich Seemanier, Sie müttet sich mit de ene Fuß gegen stämmen, wo et schräg is. Raum hatte er dies gesagt, so schlug eine Welle gegen das Schiff, daß mein guter Klaus Hoop einen gewaltigen Burzelbaum vgn seinem Stuhle schoß, und der Teller mit den Erbsen und dem Hamburger Kindfleisch, so auch Messer und Gabel, kurz daß das ganze Essen über ihn herfiel. Es hielt schwer, sich bei diesem höchst passirlichen Manoeuvre wider Willen und nicht nach Seemanier, das Lachen zu enthalten. Der Kapitän raffte sich verschräglich und beschämt unter den Trümmern der Gefäße und den Restern der Mahlzeit von dem Boden auf und sprach kein Wort weiter.

Nach dem Sturme erhielten wir einen sehr günstigen Nord-Westwind. An einem Tage begegneten wir fünf Schiffe aus englischen Häfen, welche ganz dicht an uns vorüber nach Westindien segelten. Wir freuten uns sehr bei dem Anblick der Schiffe, allein

diese Freude hätte sehr übel ablaufen können, indem ein Schiff so nahe an uns herankam, daß es durch die Unvorsichtigkeit unsers am Ruder sich befindenden Matrosen hätte ein Loch in das unsrige stoßen können. Der Kapitän schrie und war ganz außer sich; zum Glück streiften sie aber nur aneinander.

---

### XXXV.

Galeren — Empfindung am Abend beim Glanz der Sterne und des Mondes — Attraction des Mondes — Günstiger Wind — Eber — Lotse — Musik der Wellen — Kanal — Leuchtturm — Gesundheits-Commission — Cuxhaven — Hamburg — Ende der Reise.

Die Galeren auf der Höhe von Portugal, die ich bereits oben, S. 11., erwähnt habe, sind sondersbar gebauet. Sie gleichen einer Blase, an der viele feine Fächerchen hängen; rund herum haben sie eine Art Einfassung, die wie ein schmales seidnes Band von rother oder blauer Farbe, gleich der Einfassung um ein Whistmarkenlätzchen, dem dieses Thier überhaupt gleicht, sich sehr schön ausnimmt. Die Portugiesen nennen dieses Thier Manuar, die Engländer Man of war und die Franzosen Galère. Ich war froh als wir die Höhe von Portugal im Rücken hatten und solche Geschöpfe nicht mehr sahen. Diese Galeren sollen giftig sein; denn bei der

nur geringsten Berührung soll man sogleich auf der Haut eine Rarke, mit einem heftigen Schmerz gepaarte, Entzündung verspüren, gleich der Wirkung eines spanischen Fliegenpflasters.

Eine unbeschreibliche Empfindung genoß man an einem ruhigen und heiteru Abende auf dem Meere. Die unbeschreibliche Stille auf dem Schiffe, das Auf- und Niederschlagen der Wellen, das unendliche Heer der Sterne am Firmamente, der Mond in seiner Pracht, kurz dies Alles macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf den gefühlvollen Menschen und der Kapitän Doorman verficherte mir auch, daß der Mond eine besondere Attraction besäße, die den Matrosen auf dem Verdeck sehr gefährlich wäre, indem mehrere Matrosen von ihm, dadurch geschwollene und ganz verzerrte Gesichter erhalten hätten.

Der Wind war unserer Fahrt jetzt überaus günstig und blies dabei so stark in die Segel, daß es uns in der Kajüte vorlau, als fahren wir auf einer Chaussee mit vier Pferden im stärksten Galopp. Wir kamen sehr schnell in den Kanal. Wegen des starken Nebels wußten wir nicht, daß wir schon sechs Meilen in demselben waren. Der Kapitän war in der größten Angst; denn er wußte nicht, in welcher Richtung sich unser Schiff befand. Das Blei wurde alle vier Stunden ins Meer geworfen, wobei es sich endlich zeigte, daß wir dem Lande nahe waren; denn wir fanden Grund und die See wurde grüulicher. Der Kapitän befürchtete, daß wir bei anhaltendem Nebel beim Eingange des Kanals an den daselbst befindlichen Sandbänken

scheitern würden; allein der Rebek legte sich bald und zu unsrer Freude befanden wir uns, wie schon bemerk't, in dem Kanal. Ein Blankeneser Eber kam uns mit den Lothsen entgegen. Ein solcher Eber hat nur einen Mast und ist mit drei Mann besetzt; sie kommen von Blankenesen bei Hamburg und fahren aus dem Kanal heraus in den Ocean, den ankommenden Schiffen mit den Lothsen entgegen und bringen gewöhnlich Fische mit. Die Fische, welche der auf uns zukommende Eber mit sich führte, schmeckten uns vorzerrisch. Der Lothse blieb am Bord unsers Schiffes, seine beiden Gefährten segelten mit dem Eber wieder zurück.

Der Lothse fuhr mit uns bis zu dem nächsten Wachschiff vor Cuxhaven, wo ihn dann ein anderer Lothse ablöste.

Der günstige Wind dauerte bis zu Ende des Kanals, wo er mit einem Male aufhörte. Während des günstigen Windes, von den Azorischen Inseln an bis Hamburg, hörte ich Tag und Nacht folgende Musik der Wellen, bald leise bald stark, je nachdem der Wind stark oder minder stark blies.



Selbst in Berlin behielt ich diese Harmonie noch zehn Tage lang vor den Ohren.

Die schnelle Reise durch den Kanal, welche Anfangs Juni geschah, war sehr interessant. Wir passirten ganz nahe an der Grafschaft Sussex, der Insel Whight, Dover ic. vorbei; man konnte sehr deutlich das schöne Grün der Felder unterscheiden; dann gewahrten wir auch zugleich eine außerordentliche Anzahl kleiner und größerer Schiffe, welche von England nach Frankreich und von Frankreich nach England aus dem Kanal hinüber fuhren. Die neuen herrlichen Leuchttürme in dem englischen Kanal fesselten meine Aufmerksamkeit, weil in dem Hafen von Rio de Janeiro, nach der Versicherung meines Schwagers, auch vergleichbare Leuchttürme errichtet und die Kosten durch einen neuen Impost der fremden Schiffe bestritten werden sollen. Der ungünstige Wind, welcher sich, nachdem wir den Kanal verlassen hatten, erhob, trieb uns nach den Sandbänken in der Nordsee. Der Kapitän war darüber sehr verdrießlich und dusserte, daß er auf derselben Stelle vor zwei Jahren vier Wochen zugeschickt hätte und daß es schiene, als sollte es in diesem Jahre wieder der Fall sein, allein es war nicht so, der Wind erhob sich wieder und wir kamen den 8. Juni des Jahres 1820 bei Cuxhaven vor Anker, wo uns eine Gesundheits-Commission am folgenden Morgen auf eine sonderbare Weise untersuchte. Diese Commission bestand aus sechs Personen. Der Arzt derselben kam aber nicht an den Bord unsrers Schiffes, sondern blieb auf dem Seinigen, welches dicht herankam. Die Passagiere, Matrosen ic. mußten sich dieser Gesundheits-Commission auf dem Verdeck zeigen und

der Kapitän mußte zwei Finger seiner rechten Hand in die Höhe heben und schwören, daß kein Kranker sich auf seinem Schiffe befindet. Jetzt konnte das Schiff wieder absegeln, allein nur bis Stade, auf dem Wege nach Hamburg, wo es eine Nacht, wegen eines hannöverschen Zolles, bleiben mußte.

Wir lagen nur einige hundert Schritte von Cuxhaven vor Anker, wo wir den so lange entbehrten Anblick des Landes und der herrlichen Vegetation genossen. Die kleinen niedlichen Häuser von Cuxhaven nahmen sich besonders schön aus.

Nach geschehener Untersuchung des Gesundheitszustandes unsres Schiffes, sollte dasselbe sogleich wieder absegeln. Ich bat die Gesundheits-Commission mich und meine Tochter mit nach Cuxhaven zu nehmen, welches sie auch sogleich bewilligte. Welche Freude! Mit einem Sprunge war ich und meine Tochter in dem Boote der Gesundheits-Commission und würdigte bei der Abfahrt derselben den Herrn Klaus Hoop keines Blickes weiter. Ich erzählte der Commission das Benehmen des Kapitäns während der Reise von Rio de Janeiro bis hierher und erhielt zur Antwort, daß der Herr Kapitän bereits als ein eigennütziger Mensch bekannt sei.

In Cuxhaven genoß ich zum ersten Male wieder eine gute Bouillon, überhaupt ordentliches Essen, allein diese außerordentliche Veränderung von dem kleinen eingewöngten Raume auf dem tobenden Elemente, zu dem großen Erdenrund machte auf mich und auf meine Tochter keinen sonderlichen Eindruck mehr; wir waren vom Schicksale schon zu sehr ge-

heugt, um diese erste Wohlthat, sich wieder auf dem festen Lande und unter guten Menschen zu befinden, ganz empfinden zu können.

Ich nahm in Cuxhaven einen Eber, welcher sehr schnell segelt und fuhr darauf mit meiner Tochter nach Hamburg. Bei Stade, wo wir auch wegen des Zolls verweilen mussten, sahen wir unser Schiff. Ich schickte sogleich den Kochen von unserm Eber zum Kapitän Klaus Hoop, um meinen Rösser &c. in Empfang zu nehmen, welche Sachen ich auch sogleich erhielt.

Ich rate einem jeden Reisenden, zur See einen schriftlichen Contrakt mit dem Kapitän oder Schiffer aufzufezzen und darin Alles genau anzugeben; denn hat ein Schiffskapitän oder Schiffer erst die Ueberfahrtsgelder in dem Beutel und die Person auf dem Schiffe, so thut er was er will und der Reisende ist so zu sagen sein Sklave. Es giebt aber auch hier Ausnahmen, welches der brave Kapitän Doormann auf unsrer Hinreise zur Genüge bewies.

Am 9. Juni kamen wir in Hamburg an, wo ich wegen eingetretener Kränlichkeit meiner Tochter noch drei Tage verweilen musste. Am 13. reiste ich von Hamburg nach Berlin, wo sich dann meine unglückliche Reise endigte.

---

Gedruckt bei Leopold Wilhelm Krause in Berlin,  
Adlerstraße Nr. 6.

---

111  
a u B







**THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY  
REFERENCE DEPARTMENT**

**This book is under no circumstances to be  
taken from the Building**

JUL 9 - 1924

